



Die Kirche erinnert daran, dass Flüchtlinge ein Recht auf Schutz haben: Bild aus der Asylunterkunft in Vernamiège VS

KOMMENTAR

ANNEGRET RUOFF
ist «reformiert»-
Redaktorin im Aargau



Und plötzlich gehts mich etwas an

Asylpolitik ist zuweilen etwas Abstraktes. Weil es vorab um Zahlen geht: um die Anzahl der Asylsuchende, die in der Schweiz gestellt werden, um die Anzahl der Unterbringungsplätze, die Bund, Kantone und Gemeinden zur Verfügung stellen müssen, und natürlich um die Anzahl Franken, die das Ganze den Steuerzahler kostet.

GEFRAGT. Nun wird aus dem Abstrakten plötzlich etwas Konkretes, aus dem Theoretischen etwas Praktisches – zumindest im Kanton Aargau. Hier hat die Politik die Kirche um Unterstützung bei ihrer Suche nach Unterkünften für Asylsuchende gebeten – und sich für einmal darum frouiert, ob sich die Kirche überhaupt mit der Politik einlassen darf. Die Landeskirche hat den Ball aufgenommen und weitergespielt: an die Kirchgemeinden. Und damit ist er bei mir, beim gewöhnlichen Kirchenmitglied, angekommen. Ich und du und Sie und wir alle, die der Kirche angehören, sind plötzlich gefragt: Ist irgendwo eine Wohnung frei? Hats ein leer stehendes Gebäude im Quartier? Ist womöglich das Kirchgemeindehaus geeignet?

BERÜHRT. Die Asylfrage betrifft jeden Einzelnen von uns. Schliesslich ist die Bibel voll von Flüchtlingsgeschichten. Der Aufruf, sich für die Verzweifelten und Heimatlosen, für die Notleidenden und Elenden einzusetzen, zieht sich durchs Alte und Neue Testament. Auch Jesus selbst war ein Vertriebener. Es geht also um den christlichen Kern: Lasse ich mich von Angst, Elend und Not berühren? Öffne ich meine Augen und mein Herz dem Leidvollen und Unbequemem auf dieser Welt?

Die Kirche greift dem Staat unter die Arme

FLÜCHTLINGE/ Die reformierte Landeskirche Aargau unterstützt den Kanton bei der Suche nach Unterkünften für Asylsuchende. In Bern und Zürich ist das bislang nicht notwendig.

«Bettwil» ist zum Symbol für den Widerstand geworden, auf den der Staat bei der Suche nach Asylunterkünften stösst: Ein Grossteil der Bevölkerung des Aargauer Dorfs wehrte sich gegen die vom Bund geplante Umnutzung einer Militäranlage als Ergänzung zu den Empfangszentren für Asylsuchende. Die Kritik am Volksaufstand blieb verhalten. Einzig einige Nichtregierungsorganisationen sowie die Luzerner und die Aargauer Landeskirchen äusseren sich besorgt über das gehässige Diskussionsklima – und appellierten an die Verantwortung der Zivilgesellschaft, Menschen in Not Schutz zu gewähren.

VERDROSSEN. Das Departement für Gesundheit und Soziales des Kantons Aargau (DGS) nahm den Appell zum Anlass, die Landeskirchen um Hilfe bei der Suche nach Unterkünften zu bitten. Denn der Kanton weiss momentan nicht, wo er überhaupt noch Asylsuchende unterbringen könnte. «Der Widerstand ist überall gross», sagt Balz Bruder, Kommunikationschef des DGS. Ein Grund für den Notstand ist, dass der Bund dem Aargau 2011 doppelt so viele Asylsuchende wie im Jahr zuvor zugewiesen hat, nämlich 1472 – dies gemäss einem Verteilschlüssel, der für den Aargau 7,7 Prozent aller Asylsuchenden vorsieht. Doch die prekäre Lage ist auch hausgemacht: Fast die

Hälfte der Aargauer Gemeinden zahlt lieber Ersatzabgaben, als dass sie Asylsuchende aufnimmt. In Bern und Zürich, die mit 13,5 respektive 17 Prozent mehr Asylsuchende aufnehmen müssen, besteht diese Praxis nicht. Und bislang gibt es dort auch keinen Platzmangel.

VERANTWORTLICH. Anfang Januar erinnerte die reformierte Landeskirche Aargau erneut daran, dass asylsuchende Menschen mit Respekt zu behandeln seien. Gleichzeitig bat sie in einem Brief an alle Kirchgemeinden um Support bei der Suche nach Unterkünften. «Wenn in dieser Notsituation Unterstützung möglich ist, möchten wir sie geben», sagt die Aargauer Kirchenratspräsidentin Claudia Bandixen. «Doch uns ist bewusst, dass die Chancen, ein sinnvolles Angebot zu machen, beschränkt sind.» Das Bildungshaus Rügel sei zur Diskussion gestanden, doch wegen Weiterbildungskursen bereits ziemlich ausgebucht. Ob und wie der Appell der Landeskirche bei den lokalen Kirchgemeinden ankommt, zeigt sich in den nächsten Wochen.

VERNETZT. Dass ein Kanton die Kirche um Unterstützung in Asylbelangen bittet, geschieht nicht zum ersten Mal. In der Kosovo-Krise Ende der Neunzigerjahre nahm auch der Kanton Zürich Kontakt zu den Landeskirchen

auf. Diese waren bereit, Unterkünfte zu organisieren, was dann aber nicht notwendig war. «Das sind vornehme Aufgaben für die Kirche», sagt Nicolas Mori vom Informationsdienst der Zürcher Landeskirche. «Keine andere Institution ist so vernetzt in den Gemeinden.» Skeptischer beurteilt Pia Grossholz, die in der Berner Kirchenleitung für das Dossier Migration zuständig ist, die Sache: «Die Suche nach Asylunterkünften muss eine staatliche Aufgabe bleiben: mit klar definierten Anforderungen betreffend Unterkünften, damit die Ausgangslagen für Asylsuchende nicht unfair verteilt sind.» In Bern stehe die Kirche in regelmässigem Austausch mit dem Migrationsdienst des Kantons und versuche, in den Gemeinden ein offeneres Klima zu schaffen – «damit es gar nicht erst starken Widerstand gibt».

VERBINDLICH. Auf ungeteilte Unterstützung stösst die Aargauer Initiative beim Evangelischen Kirchenbund (SEK): Es sei eines der Legislaturziele des Kirchenbunds, für die Achtung der Menschenwürde in der Migrationspolitik einzutreten, betont Sprecher Simon Weber: «Was die Aargauer Landeskirche macht, ist ganz in diesem Sinn.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

FORUM: Soll die Kirche den Staat bei der Suche nach Asylunterkünften unterstützen? Diskutieren Sie mit: www.reformiert.info



PORTRÄT

«Der Pianist» in den Augen seines Enkels

DANIEL SZPILMAN. Seinen Grossvater kennt man auf der ganzen Welt: Wladyslaw Szpilman (1911–2000), bekannt aus dem Buch «Der Pianist» und dem gleichnamigen Polanski-Film, ist der berühmteste Überlebende des Warschauer Ghettos. Nun hat sein Enkel Daniel die Maturarbeit über ihn geschrieben. > Seite 12

DOSSIER

Isoliert

IM SPITAL. Exakt 32 Tage verbrachte «reformiert»-Redaktorin Käthi Koenig auf der Isolierstation des Basler Universitätsspitals: nicht als neugierige Reporterin, sondern als ausgelieferte Patientin. Sie hat diese Zeit zwischen Hoffen und Bangen, Widerstand und Ergebung, Leben und Tod dokumentiert. – Ein Dossier über eine Reise in die Welt der Augenpaare. > Seiten 5–8



AARGAU

Betreut und begleitet

FÜRSORGE. Viele Menschen sind froh um kleine Hilfeleistungen im Alltag. Mit dem Projekt «Wegbegleitung» erproben vier Aargauer Kirchgemeinden den unkomplizierten Dienst am Nächsten. > Seite 2

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Winterwanderung, Vortragsreihe, Kirchenchor und Taufdaten ... «reformiert.» informiert Sie im zweiten Bund über das, was in Ihrer Kirchgemeinde läuft. > Ab Seite 13

AUF EIN WORT,
FRAU PFARRERINElf launige Fragen an
Dominique Siegrist, 38,
Pfarrerin in SchöfflandSternenfunkeln in
der Lebenswüste

- 1 Warum wurden Sie Pfarrerin?**
Wenn ich das wüsste. Vielleicht, weil ich nichts anderes besser kann?
- 2 Was lieben Sie an Ihrem Beruf?**
Das Miteinander von Menschen, die das Leben auskosten – trotz Widrigkeiten, die sie erleiden. Die Vielseitigkeit: Wortkunst im Studiorturm, Buschi-Schaukeln beim Taufgespräch, Pläneschmieden bei Ausstellungen, Schweigen bei der Seelsorge und ausgelassenes Fröhlichsein mit Jugendlichen.
- 3 Womit haben Sie Mühe?**
Wenn Jugendliche als Problem definiert werden; das Leben aussen vor bleibt; angenommen wird, dass die Kirche keine klaren Strukturen braucht; sich Menschen der Übernahme von Verantwortung gegenüber resistent zeigen.
- 4 Über welches Thema predigen Sie am liebsten?**
Dass sich der christliche Glaube im Handeln vollzieht. Erst wenn wir leben, was wir glauben, trägt unser Glaube Frucht.
- 5 Wen möchten Sie mal bepredigen?**
Niemanden, weil dies mein Gegenüber entmündigt. Lieber würde ich einen Gottesdienst gestalten – mit Menschen, für die in der Kirche selten Platz ist, mit den «Hildebrands» und «Vasellas», den «Cortis» und den anderen der Gruppe, die zur Zeit Jesu als «Zöllner und Sünder» verschrien waren, und zu denen er trotzdem intensiven Kontakt pflegte, auch wenn die religiöse Elite ihm dies sehr übelnahm.
- 6 Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle?**
Eine Kombination aus Prediger 9, 7: «Auf, iss dein Brot mit Freude, und trink deinen Wein mit frohem Herzen; denn längst schon hat Gott dieses Tun gebilligt» und der Geschichte von Abraham in der grossen, einsamen (Lebens-)Wüste (1. Mose 15): das Sternenfunkeln, die Vision, diese Innigkeit, dieses Urvertrauen in das von Gott geschenkte Leben.
- 7 Mit welchem Text hadern Sie?**
Mit dem «Buch der Offenbarung». Zu viele Menschen haben sich dadurch zu persönlichen Glaubenskriegen hinreissen lassen.
- 8 Welches Buch nehmen Sie auf die einsame Insel mit – ausser der Bibel?**
Jorge Bucay: «Komm, ich erzähl dir eine Geschichte»
- 9 Wie erholen Sie sich vom Pfarramt?**
Wenn ich mit einer Freundin über die Fettnäpfchen lache, in die ich hineingehopst bin; wenn ich mich mit einem Buch von Sophie Kinsella aufs Sofa kuschle; wenn ich Zeit im Kloster verbringe.
- 10 Wie stellen Sie sich Gott vor?**
Unvorstellbar, sich Gott vorzustellen. Vielmehr hat Gott sich uns vorgestellt: Im verkündeten Wort Jesus Christus, das uns durch den Heiligen Geist den Weg zum Vater weist.
- 11 Wenn Sie nicht Pfarrerin geworden wären: was dann?**
(lacht) Meine Geburt hat sich so lange hinausgezögert, bis mein Ich zum Pfarrerinnen-Dasein bereit war.

Gemeinsam statt einsam

BEGLEITUNG/ Im Projekt «Wegbegleitung» helfen Freiwillige Menschen in schwierigen Lebenslagen. Lanciert wird es von der Reformierten Landeskirche Aargau und Caritas.

Wer alt, krank oder vom Alltag überfordert ist, kann in der zunehmend individualisierten Gesellschaft kaum mehr auf die Hilfe von Familienmitgliedern zählen. Diese wohnen weit verstreut und sind häufig, wie Freunde oder Bekannte auch, so stark in ihren Alltag eingebunden, dass sie nicht zusätzlich belastbar sind. In solchen Fällen ist «der Bedarf nach unkomplizierter, kostenloser Hilfe in den Kirchgemeinden immer wieder Thema», weiss Christian Härtli von der Fachstelle Diakonie der Reformierten Aargauer Landeskirche. Zusammen mit Caritas Aargau beschloss diese im Sommer 2010, das Projekt «Wegbegleitung» aufzuziehen, das in den Kantonen wie Basel-Stadt, Baselland, Solothurn bereits erfolgreich läuft. Auslöser für das Projekt war dort eine Umfrage unter Seelsorgenden, die zeigte, dass die Vereinsamung das grösste soziale Problem in den Kirchgemeinden ist.

GEFUNDEN. Ziel der «Wegbegleitung» ist es, dass ein Netz von freiwilligen Frauen und Männern

Menschen in aussergewöhnlichen Lebenslagen hilft: Personen zur Seite steht, damit diese den Gang zu den Behörden wagen, oder Flüchtlingen bei der Wohnungssuche unterstützt, Alleinerziehenden ein paar Stunden Entlastung gibt, oder jungen Menschen hilft, sich auf ein Vorstellungsgespräch vorzubereiten. Bereits fünfzig Freiwillige, die seit April 2010 ein Mal wöchentlich oder alle vierzehn Tage während zwei bis drei Stunden für das Projekt tätig sind, zählt der Verein «ökumenische Wegbegleitung Laufental-Dorneck-Thierstein», der Hilfe in sechs Solothurner Kirchgemeinden anbietet (siehe unten). Die Freiwilligen besuchen Menschen allen Alters, die nicht nur via Seelsorgende, sondern auch via Familienberatungsstellen oder Sozialdienste ans Projekt vermittelt werden.

GESUCHT. Im Aargau werden nun vier Gemeinden am Pilotprojekt, das von Juni 2012 bis Sommer 2014 dauert, teilnehmen: die reformierten Kirchgemeinden Leutwil-Dürrenäsch und Mellingen

sowie die Römisch-katholische Kirchgemeinde Brugg und die Katholische Pfarrei Schöffland. Gemeinsam bieten sie ab Ende April einen Kurs an für Freiwillige, die Menschen begleiten wollen, sowie einen Kurs für Personen, die gerne die Vermittlung übernehmen würden (siehe Sideline). «Der Gedanke, vonseiten der Kirche aus für schwächere Menschen einzutreten, motivierte uns», begründet Hermine Hurni, Katechetin und Projektmitarbeiterin in Leutwil-Dürrenäsch, die Teilnahme der Kirchgemeinde bei der Wegbegleitung. Für ältere Personen gebe es bereits einen Besuchsdienst. Mit dem Projekt Wegbegleitung könne man nun auch jüngeren Leuten helfen. Eine erste Anfrage einer hilfsbedürftigen Frau sei bereits an der Kirchgemeindeversammlung gemacht worden, an der über das Projekt abgestimmt worden war. Eine fähige Person wurde bald gefunden. «Der Bedarf ist auf jeden Fall vorhanden», sagt Hermine Hurni. Sie ist zuversichtlich, dass sich weitere Freiwillige melden werden. **ANOUEK HOLTHUIZEN**

Kurse für
Freiwillige

Wer in Brugg, Mellingen, Schöffland oder Leutwil-Dürrenäsch Personen in schwierigen Lebenslagen begleiten und dafür zwei bis drei Stunden pro Woche oder pro vierzehn Tage investieren möchte, kann nach Absprache an einem Kurs teilnehmen. Daten: 24. April, 1. 15. und 22. Mai, jeweils von 18.30 bis 21.30 Uhr. Der Kurs ist kostenlos. Gesucht werden erfahrene, belastbare Menschen, die bereit sind, ihre Fähigkeiten in einem definierten Rahmen einzusetzen. Informationen: Christian Härtli, Tel. 062 838 00 26.



Simone Freudiger, Hausfrau, 36

VERTRAUTE IN
SCHWIERIGEN FRAGEN

«Seit zwei Jahren besuche ich jeden Mittwochmorgen Frau Omari. Sie ist mit drei Kindern vor dem Krieg in Somalia geflüchtet und lebt hier in einer kleinen, schäbigen Wohnung. Nach einer schlimmen Krankheit ist sie geschwächt. Deshalb fahre ich sie jeweils mit dem Auto zum Einkaufen. Momentan helfe ich ihr, eine neue Wohnung zu finden, mal übersetze ich einen Brief oder berate sie in Erziehungsfragen – ich habe selbst zwei Kinder. Inzwischen hat sich daraus eine Freundschaft entwickelt, die mir viel gibt. Frau Omaris schwere Lebensgeschichte hat mich zu Beginn erschüttert. Nun macht sie mir bewusst, wie gut mein Leben ist. Ich bewundere ihre Stärke. Sie kommt mit einem Einkommen durch, mit dem ich es niemals schaffen würde. Ich bin Wegbegleiterin geworden, weil ich etwas zurückgeben will. Unser Sohn ist nicht gesund, und bis zu seiner Einschulung war ich sehr gefordert. Eine Kollegin stand mir damals zur Seite, wofür ich ihr enorm dankbar war. Ich weiss um den Wert solcher Beziehungen.»



Ralph Wich, Key Account Manager, 48

GESPRÄCHSPARTNER
FÜR SORGEN

«Ich begleite bereits die vierte Person. Die ersten, die ich betreute, waren zwei ältere Männer. Den einen besuchte ich jeweils daheim, mit dem anderen ging ich spazieren. Beide starben nach einigen Monaten. Meine dritte «Klientin» war eine depressive Frau, mit der ich Spaziergänge unternahm. Ihr geht es heute besser. Jetzt treffe ich alle zwei Wochen einen Mann Anfang sechzig, der aufgrund seines drogensüchtigen und delinquenten Sohnes belastenden Situationen ausgesetzt ist. Oft gehen wir ein Bier trinken, und er vertraut mir seine Sorgen an. Für Notfälle hab ich ihm meine Natelnummer gegeben, doch ausserhalb von unseren fixen Terminen hat er bisher nie Kontakt mit mir aufgenommen. Ich stehe auf der Sonnenseite des Lebens und möchte etwas Sinnvolles leisten. Ich bin neunzig Prozent erwerbstätig, in die Wegbegleitung investiere ich einen halben Tag pro Woche. Ich habe sehr interessante Menschen kennengelernt, die dankbar sind, dass jemand sich für sie interessiert. Auch ich fühle mich nach jedem Besuch reicher.»



Kathrin Obrist, 47, Hausfrau

GESELLSCHAFTERIN
IM ALLTAG

«Seit April besuche ich jede Woche eine 93-jährige Frau und alle zwei Wochen eine erblindete 60-Jährige. Beide sind stark ans Haus gebunden. Auch isst jede Woche eine 90-jährige Nachbarin bei mir zu Mittag. Die 93-Jährige ist oft allein, da sie keine Kinder hat und viele ihrer Bekannten gestorben sind. Trotzdem jammert sie nie über ihr Leben. Ich finde es bewundernswert, wie bescheiden und stark sie ist. Auch die Besuche bei der blinden Frau hinterlassen immer viele Eindrücke bei mir. Ich staune, wie sie ihr Schicksal meistert. Manchmal kann ich ihr Tipps geben. Da meine Schwiegermutter ebenfalls am Erblinden ist, weiss ich viel über praktische Alltagshilfen. Ich bin Mutter dreier Kinder und Hausfrau. Der Jüngste ist dreizehn Jahre alt, so habe ich Zeit, mich um andere Menschen zu kümmern. Das sind abwechslungsreiche Momente, in denen wir viel lachen. Den Frauen gebe ich Ablenkung, und sie vermitteln mir ein Gefühl von Erfüllung. Ich wünsche mir, dass das mehr Leute machen würden, dann wären nicht so viele allein.»

AUFZEICHNUNG: AHO

Wie Wasser vergoldet wird

NESTLÉ/ Der Schweizer Nahrungsmittelkonzern dominiert den Welthandel mit Flaschenwasser. Der Dokumentarfilm «Bottled Life» beleuchtet die Hintergründe des umstrittenen Geschäfts.

Trocken, sehr trocken ist es in Sheikhpura, einer Stadt im pakistanischen Punjab. Staubige, steinige Strassen. Weit und breit nur karges Grün. Menschen, die sich an Wasserstellen drängen. «Nicht trinkbar» sei das Wasser, das sie in gelbe und rote Plastikkanister abfüllen, sagt ein Einheimischer: «Es hat seltsame Rückstände darin, auch Würmer. Es macht krank. Aber wir haben kein anderes.» – Eine Szene aus dem Dokumentarfilm «Bottled Life» des Berner Regisseurs Urs Schnell. Eigentlich ist es eine alltägliche Szene aus einem Drittweltland. Speziell daran ist allerdings, dass sie neben einer Nestlé-Fabrik spielt, die Grundwasser abpumpt, reinigt, mit einem Mineralienmix anreichert und in Plastikflaschen abfüllt. Für Pakistans Oberschicht, die auch unter der maroden öffentlichen Trinkwasserversorgung leidet. Und für die US-Soldaten in Afghanistan. Aber nicht für die Armen, für sie ist es zu teuer. «Pure Life» heisst das Wasser. Lanciert wurde es 1998 in Pakistan. Heute stellt es Nestlé in rund dreissig Ländern her. «Pure Life» ist das meistverkaufte Flaschenwasser der Welt.



Beten in der Trockenheit Pakistans: Szene aus dem Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit dem Wasser»

PROBLEMATISCH. «Wir sind in grosser Sorge», klagt im Film «Bottled Life» der Pakistaner Umar Hayat, ehemaliger Gemeinderat in Sheikhpura: «Nestlé installierte einen Tiefbrunnen. Der Wasserspiegel ist enorm gesunken: Früher lag er bei hundert, heute bei drei- bis vierhundert Fuss. Die Fabrik nimmt uns das Wasser weg.» Eine Anschuldigung, die Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann gegenüber «reformiert.» zurückweist: Die Überwachung der «hydrodynamischen Parameter» erlaube es, Risiken zu erkennen und wenn nötig Massnahmen zu ergreifen, «um das lokale Grundwassersystem nicht negativ zu beeinflussen». Auf eine Petition der Anwohner, Zugang zum Wasser zu bekommen, das der Konzern aus der Tiefe fördert, ging Nestlé aber nicht ein.

PARTEIISCH. «Als wir vor vier Jahren mit der Recherche begannen, staunten wir nicht schlecht, dass der grösste Nahrungsmittelkonzern der Welt auch Weltmarktleader in Flaschenwasser ist», erinnert sich Regisseur Urs Schnell. Ursprünglich sei ein

kontroverser Film geplant gewesen, in dem Nestlé seine Position im Trinkwassergeschäft selbst erklärt. Doch die Zentrale in Vevey winkte ab: der falsche Film zur falschen Zeit, hiess es. Auf Nachfrage von «reformiert.» präzisiert Nestlé-Sprecher Philippe Aeschlimann: «Wir hatten den starken Eindruck, dass der Film einseitig werden und unser Unternehmen nicht fair und unvoreingenommen darstellen würde.»

POLITISCH. Entstanden ist der Film «Bottled Life» (übersetzt: «Abgefülltes Leben») trotzdem. Er zeichnet die Expeditionsreise eines Journalisten nach, der sich in Äthiopien, Nigeria, Pakistan und den USA auf die Spuren von Nestlé macht. Und Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck kommt dennoch zu Wort: in mitgeschnittenen Sequenzen aus Pressekonferenzen und PR-Filmen. Vordenker Brabeck prägt darin den Schlüsselsatz: «Ich bin ganz klar

aufs Wasser gekommen, je mehr ich nachgedacht habe, was eigentlich der wichtigste Faktor ist, dass unsere Firma noch einmal 140 Jahre bestehen kann.»

«Nestlé sucht immer neue Quellen, um durch Werbung geschaffene Bedürfnisse nach dem Lifestyle-Produkt Flaschenwasser zu befriedigen. Kommt dazu, dass diese Quellen in Mangelzeiten als Wasserbanken mehr wert sein werden als Gold», sagt Regisseur Urs Schnell. Zu Hilfe komme Nestlé vielerorts die unklare Rechtslage ums Grundwasser.

PATRIOTISCH. Etwa im Bundesstaat Maine, im Nordosten der USA, wo der Schweizer Konzern laufend Quellenrechte aufkauft. Der Film «Bottled Life» dokumentiert den Widerstand an der Basis gegen Nestlé und erzählt von ersten Erfolgen. «Sie wollen mit unserem Wasser Profit machen. Sie kommen in ländliche Gebiete mit beschränkter

Verwaltung und benützen ihre Einschüchterungstaktik», empört sich die Kleinunternehmerin Shelly Gobeille. Andere loben im Film den «good neighbour» Nestlé, der Jobs schafft, die lokale Feuerwehr unterstützt und einen Kinderspielplatz sponsert. Die Kleinstadt Shapleigh (Maine) wehrt Nestlés Griff auf das Grundwasser schliesslich ab. Gestützt auf die Grundwerte der USA, erklärt die Gemeinde dieses zum lebensnotwendigen kommunalen Gut. «God bless America», stimmen im ergreifenden Schlussbild die Aktivistinnen an, um ihren Sieg zu feiern. Es sind mehrheitlich Frauen, überzeugte Republikanerinnen, die da gegen Nestlé gewinnen, darunter die Bankdirektorin am Ort. **SAMUEL GEISER**

«Bottled Life» läuft seit Kurzem im Kino. Am 28. Januar, 12.30 Uhr, diskutieren am Open Forum Davos Nestlé-Verwaltungsratspräsident Peter Brabeck und Deza-Chef Martin Dahinden – unter anderem zum Thema «Wie hält man die Wasserversorgung am Fliesen?»

«Warum Flaschen- und nicht Hahnenwasser?»

NACHGEFRAGT/ Wie kommt der Film «Bottled Life» bei der Kirche an? Die Berner Synodalrätin Pia Grossholz ist Mitinitiantin der ökumenischen Wassererklärung.



PIA GROSSHOLZ-FAHRNI, 56, ist Vizepräsidentin des Synodalrats der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn und Leiterin des Departements OeME-Migration.

Pia Grossholz, Sie befassen sich seit Jahren mit der Problematik der Wasserprivatisierung: Der Film «Bottled Life – Nestlés Geschäft mit Wasser» tut das auch. Können Sie ihn empfehlen?

Durchaus. Der Film zeigt in eindrücklichen Bildern, wie problematisch es ist, wenn ein mächtiger Konzern von aussen kommt, Quellen kauft, Wasser abpumpt, in Plastikflaschen abfüllt – und Hunderte Kilometer weiter entfernt mit immensem Gewinn verkauft. So verlieren die Menschen vor Ort die Kontrolle über ihr Grundwasser.

Der Film ist Nestlé-kritisch. Ist er auch fair?

Nestlé-Verwaltungspräsident Peter Brabeck hat das Interviewangebot der Filmproduzenten ausgeschlagen. Er kommt in «Bottled Life» nur mit Statements zu Wort, die der Konzern generell für die Presse freigegeben hat. Dafür können die Filmemacher nichts. Trotz seiner Brisanz ist der Film aber nicht polemisch: Er gibt einfach jenen Leuten das Wort, die mit Nestlé konfrontiert sind – im trockenen, wasserarmen Pakistan ebenso wie im grünen, wasserreichen US-Bundesstaat Maine.

Ist Nestlé tatsächlich «ein Raubtier auf der Suche nach dem letzten sauberen Wasser», wie die ehemalige UNO-Chefberaterin für Wasserfragen, Maude Barlow, im Film sagt?

Nestlé pumpt das Wasser legal ab. Ob der Konzern aber ethisch korrekt handelt, wenn er mit juristischer Übermacht gegen opponierende Gemeinden oder Nichtregierungsorganisationen vorgeht, steht auf einem andern Blatt. Nestlé nutzt die unklare Rechtslage: Wem gehört eigentlich das Grundwasser? Dem Eigentümer des darüber liegenden Grundstücks? Der Allgemeinheit? Dem Staat, den Gemeinden? Ganz stark finde ich, dass der Film zeigt, wie in den USA

die Gesetzesgrundlage diesbezüglich fast so schwach ist wie in einem Drittweltland.

Die Kirchen haben mit der «Ökumenischen Erklärung zum Wasser als Menschenrecht und als öffentliches Gut» 2005 ein deutliches Zeichen gegen die Privatisierung des Wassers gesetzt. Seither hört man von Kirchenseite kaum noch was. Verstaubt die Erklärung in der Schublade?

Immerhin hat die UNO 2010 das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht erklärt (vgl. Kasten rechts). Und Kirchen im Norden und Süden arbeiten im «Ecumenical Water Network» zusammen, einem Netzwerk, das Projekte für den Schutz, die gerechte Verteilung und den sorgsam Umgang mit Wasser fördert.

Die Kirchen und ihre Hilfswerke können das Bewusstsein in der Zivilgesellschaft stärken, dass wir alle für das öffentliche Gut Wasser Verantwortung zu tragen haben. In der Schweiz beginnt dies schon mit der Frage: Warum trinken wir immer mehr Flaschenwasser – und immer weniger Hahnenwasser? Fast scheint es so, dass auch wir im Wasserschloss Schweiz den Lifestyle-Kampagnen der Flaschenwasserproduzenten auf den Leim gegangen sind.

INTERVIEW: SAMUEL GEISER

WASSERERKLÄRUNG

KIRCHENDIPLOMATIE

DIE BLAUE ÖKUMENE

«Ohne Wasser gibt es kein Leben. Wasser ist als Gabe Gottes ein gemeinsames Gut, das nicht zu privatisieren ist»: Es sind starke Sätze, die in der ökumenischen Wassererklärung zu lesen sind, die 2005 von den evangelischen und katholischen Kirchen der Schweiz und Brasiliens unterzeichnet wurden. Rückblickend könnte man sagen: Es waren prophetische. Denn 2010 erklärte auch die UNO das Recht auf sauberes Wasser zum Menschenrecht. Und unterdessen haben die «Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen» und der «Ökumenische Rat der Kirchen» die Thematik ebenfalls ganz oben auf ihre Traktandenliste gesetzt. «Wasser hat für viele Völker eine kulturelle und religiöse Bedeutung», ist in der ökumenischen Wassererklärung weiter zu lesen. Auch deshalb sei es weit mehr als ein Wirtschaftsgut. Für Christinnen und Christen etwa komme seine Symbolkraft in der Taufe zum Ausdruck. **SEL**

Gott und die Geliebte

HEIMLICHE LIEBE/ Die Theologin Elke Pahud de Mortanges erzählt in ihrem Buch «Unheilige Paare?» die Liebesgeschichten von acht Paaren aus der christlichen Tradition. Wie sich Glaube und Eros verbinden, erklärt sie im Interview.

Frau Pahud de Mortanges, Sie haben für Ihr Buch ein prickelndes Thema gewählt. (lacht) Das kam so: Vor drei Jahren rezensierte ich für die «Neue Zürcher Zeitung» den Briefwechsel zwischen dem verheirateten reformierten Theologen Karl Barth und seiner Mitarbeiterin und Lebensgefährtin Charlotte von Kirschbaum. Ich erhielt unerwartet viele Reaktionen, vor allem von Menschen, die sich sonst nicht für Religion und Kirche interessieren. Da spielt sicher ein kleines Stück Voyeurismus mit. Doch dem Thema wohnt ein Zauber inne, der weit über Voyeurismus hinausgeht.

Inwiefern?

Die Menschen, über die ich schreibe, lebten in unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten, waren religiöse Schriftsteller, Ordensmänner, Bischöfe und Theologieprofessoren, Ordensfrauen, Ehefrauen, Mütter, Ärztinnen und Mystikerinnen. Eines haben sie gemeinsam: Ihre Leidenschaft füreinander ist untrennbar verbunden mit ihrer religiösen Suche und Passion für den christlichen Weg. Es sind sehr religiöse Menschen, die an Wendepunkten stehen und sich fragen: «Wo ist mein Platz in der Welt und vor Gott?» Wie sie dem anderen begegnen, spüren sie ganz stark, dass Gott sie zueinandergeführt hat. So veränderten sie ihr Leben teils radikal.

Wie zum Beispiel?

Johanna Franziska von Chantal ist, modern gesprochen, in einer Midlifecrisis, als sie 1604 Bischof Franz von Sales begegnet: Sie hat schon ein ganzes Leben hinter sich, hat Kinder, ist verwitwet und lebt im Haushalt des Schwiegervaters auf dem Abstellgleis. Sie gerät auch in eine religiöse Krise, durch die sie Bischof Franz von Sales hindurchbegleitet. Durch einen intensiven Briefaustausch und Begegnungen kommen sie einander nahe – ob «nur» geistig-spirituell oder auch sexuell, ist nicht bekannt. Dadurch inspiriert, wird von Chantal schliesslich Ordensfrau: Mit diesem Standeswechsel eröffnen sich ihr neue Lebensperspektiven.

Als Johanna Franziska von Chantal und Franz von Sales sich näherkommen, staunt dieser über seine Gefühle. Er schreibt ihr, er empfinde «eine grosse innere Süßigkeit, wenn ich Ihnen die vollkommene Liebe Gottes und die anderen geistlichen Segnungen wünsche».

Die Briefe des Franz von Sales berühren mich. Man könnte sie als Sprachlehre des Intimen bezeichnen. Das Zitat zeigt schön, wie seine Gefühle für von Chantal und die Hingabe an sein geistliches Werk sich mischen. Franz von Sales und Johanna Franziska von Chantal erschrecken selbst über das, was ihnen geschieht; wie sie merken, dass es in ihrer Beziehung nicht nur um Gott geht. Vielleicht hat von Chantal deshalb manche Briefe von Sales verbrannt.

Apropos verbrannte Briefe: Wie gestaltete sich die Recherche zu Ihrem Buch?

Sie war bei jedem Paar anders. Ich habe nur Briefe verwendet, die bereits publiziert wor-

den sind. Es hat mich positiv überrascht, wie viel schon da ist. In einem Fall, bei Klara und Franz von Assisi, gibt es keine Briefe, sondern nur Legenden. Die Überlieferung der Briefe hat natürlich ihre eigene Geschichte: Briefe wurden weggesperrt oder verbrannt, gewisse Passagen wurden wegredigiert.

«Die Paare spüren, dass Gott sie zueinandergeführt hat.»

ELKE PAHUD DE MORTANGES

Was wurde unterdrückt und warum?

Meist waren es Passagen oder Briefe, die von den Nachlassverwaltern als zu eindeutig sexuell beziehungsweise als zu ungeistlich empfunden wurden. Damit sollte ein «positiveres» Bild von den

Schreibern, die teils grosse Theologen waren, vermittelt werden. Die Kirchen haben lange die Ansicht vertreten – und tun es teils heute noch –, dass jemand nur dann theologisches Format und geistige Tiefe haben kann, wenn er vermeintlich Gott allein liebt.

Die Briefe des Jesuitenpaters und berühmten katholischen Theologen Karl Rahner sind noch heute unter Verschluss. Luise Rinser dagegen hat ihre eigenen Briefe an ihn veröffentlicht.

Ja, dass es nur ihre Briefe gibt, ist das Manko des Kapitels in meinem Buch. Man spürt aber in ihren Briefen schon, was er etwa gesagt haben könnte. Sicher weiss man es jedoch nicht, weil der Jesuitenorden Rahners Briefe nicht freigibt.

Warum eigentlich nicht?

Ich habe mich beim Schreiben oft gefragt, ob die Öffentlichkeit Anrecht auf die Briefe hat. Ich glaube nicht. Rahner hatte seine Briefe an Rinser am Schluss bei sich, er muss sie also zurückgefordert oder zurückerhalten haben. Rinser schreibt mehrmals, sie wünsche, sie könne die «theologischen Brillanten», die er ihr hinlege, veröffentlichen. Man darf vermuten, dass Rahner das nicht wollte.

Die Nachkommen Karl Barths dagegen stimmen der Veröffentlichung seiner Briefe zu.

Dafür habe ich grossen Respekt. Überhaupt ringt mir die Geschichte von Karl und Nelly Barth sowie Charlotte Kirschbaum Respekt ab. Mich dünkt, Karl Barth sei ausserordentlich redlich. Er weiss, dass es Glück und Erfüllung mit Charlotte nicht geben kann um den Preis, dass er seine Ehefrau Nelly im Regen stehen lässt. Er schreibt ihr: «Ich kann

dich nicht loswerden wollen.» Er sieht sehr klar, in was er sich und die beiden Frauen hineinmanövriert.

Aber er lebt auch sein Begehren für Charlotte von Kirschbaum aus. Ist das egoistisch?

Als Aussenstehende steht es mir nicht zu, das zu bewerten. Barth spielte gegenüber beiden Frauen von Anfang an mit offenen Karten. Das ändert aber nichts daran, dass diese letztlich abhängig waren von ihm.

Nehmens Reformierte mit der Lust und der Liebe lockerer als Katholiken?

Im Buch kommen nur zwei protestantische Paare vor, die kaum repräsentativ sind. Mir scheint aber, sie haben ein unverkrampfteres Verhältnis zur Liebe und zur Sexualität als die katholischen Paare. Karl Barth schreibt sehr früh ganz nüchtern an Charlotte von Kirschbaum: «Für das Modell der geistlichen Minne

sind wir wohl beide nicht gemacht.» Und Martin Luther sieht die Ehe sehr pragmatisch. In seiner Theologie ist sie kein Sakrament mehr wie bei den Katholiken, sondern nur noch ein «rechtlich-weltlich Ding».

Sie beschreiben Priester und Ordensleute, die Liebe für Gott und Liebe für ein «Du» verbinden. Ist Ihr Buch eine Kritik am Zölibat?

Die Diskussion ums Pflichtzölibat für Priester flammte Anfang 2011 auf, als Theologen mit einem Memorandum zu Reformen aufriefen. Damals war das Buch schon fertig. Ich war mir bewusst, dass es in diesem Zusammenhang gelesen werden würde; dies war aber nicht meine Hauptabsicht. Ich wollte vor allem die «theologische Hintertreppe» beschreiben. Das heisst, ich wollte private Seiten von grossen Theologen zeigen, von denen meist nur das «offizielle Gesicht» bekannt ist. **INTERVIEW: SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER**



MARTIN LUTHER UND KATHARINA VON BORA

Den Reformator Martin Luther (1483–1546), der die religiöse Welt Europas fundamental verändern wird, zieht es zunächst nicht zur Heirat. Seine Mönchskutte legt er erst 1524 endgültig ab, als er bereits Professor in Wittenberg und der berühmteste Theologe Europas ist. 1525 ehelicht er die einstige Zisterzienserin Katharina von Bora (1499–1552), die er zwei Jahre zuvor mit ihren Mitschwwestern aus dem Kloster Nimbschen entführt hat – als reformatorische Protestaktion. Für beide war es eine Vernunft- und keine Liebesheirat. Sie leben mit ihren sechs Kindern, Verwandten und Studenten im ehemaligen Augustinerkloster Wittenberg. Katharina bestellt Garten und Äcker, braut Bier, stellt Käse her und hält Tiere – Luther nennt sie «mein Herr Käte». Über das Eheleben ist wenig bekannt, aber Luther scheint Katharina liebgewonnen zu haben: «Ich habe meine Käthe lieb, das heisst, ich wollt lieber sterben denn dass sie und die Kinder stürben», schreibt er. Von ihr gibt es keine Briefe, von ihm 21 Stück, die er mit «dein altes Liebchen» unterzeichnet.



ABAEARD UND HELOISE

Der französisch Philosoph Abaelard (etwa 1079–1142) und die schöne, gebildete Heloise (um 1099–1164) erleben nur für kurze Zeit Liebe und Wollust: Er wird ihr Hauslehrer – aber dabei bleibt es nicht: «Unter dem Deckmantel der Unterweisung gaben wir uns der Liebe hin. Keine Stufe der Liebe liessen wir Leidenschaftlichen aus», schreibt Heloise in einem Brief. Ihr Onkel Fulbert, bei dem sie wohnt, erfährt davon erst, als sie schon schwanger ist. Sie flüchtet zu Abaelards Familie. Abaelard heiratet Heloise, bringt sie dann aber ins Kloster. Fulbert glaubt sich getäuscht und lässt Abaelard überfallen und entmannen. Fortan lebt dieser als Mönch und Lehrer im Kloster St. Denis. Heloise (die Sohn Astralabius geboren hat) tritt ins Kloster Argenteuil ein, eine zehnjährige Funkstille folgt. Als die Nonnen aus Argenteuil vertrieben werden, gewährt ihnen Abaelard im Kloster Paraklet Unterschlupf – Heloise wird Äbtissin. Die Geschichte des Paares beflügelte die Phantasie vieler Schriftsteller. Ob sie wirklich geschehen ist, ist umstritten.



KARL RAHNER UND LUISE RINSER

Die (wie auch immer geartete) Beziehung zwischen dem deutschen Jesuiten Karl Rahner (1904–1984), Professor für Dogmatik und Religionsphilosophie, und der Schriftstellerin Luise Rinser (1911–2002) wird 1994 publik: Damals veröffentlicht Rinser unter dem Titel «Gratwanderung» einen Teil ihrer Briefe an den Ordensmann, der als Berater am Zweiten Vatikanischen Konzil die katholische Theologie nachhaltig geprägt hat. Vor allem zwischen 1962 und 1966 schreiben sie sich teils mehrmals täglich. Rinser («Wuschel» genannt) und Rahner («Fisch») besprechen theologische Fragen – sie hatte ihn als geistlichen Berater aufgesucht – wobei der Ton immer vertrauter wird. «Du meine Schatzkammer edler Schätze, du» schreibt Rinser, um bald zu klagen: «Es ist schrecklich, von einem Heiligen geliebt zu werden.» Parallel dazu unterhält sie allerdings zu einem weiteren Ordensmann Kontakt. Für diesen lässt sie Rahner schliesslich fallen, was ihn tief getroffen hat – falls Rinsers Darstellung stimmt. Rahners Briefe hält der Jesuitenorden unter Verschluss.



NELLY UND KARL BARTH UND CHARLOTTE VON KIRSCHBAUM

Der reformierte Schweizer Theologe Karl Barth (1886–1968) hat mit Ehefrau Nelly (1893–1976) fünf Kinder, als er 1925 der Rotkreuzschwester Charlotte von Kirschbaum (1899–1975) begegnet. Karl sieht schon damals «die Gefahr», wie er später schreibt. Als Charlotte ihn bald in Münster besucht, wo er Professor ist, sind beide überwältigt, «wie unheimlich und selbstverständlich wir uns ineinander fügen». Nelly, der Karl dies offenlegt, ist tief verletzt, doch er kann und will den Kontakt zu Charlotte nicht abbrechen. 1929 zieht Charlotte im Hause Barth ein und die kommenden gut dreissig Jahre leben die drei in einer zeitweise sehr belastenden Ménage-à-trois. Mehrmals ist von Scheidung die Rede, vollzogen wird sie nicht. Charlotte ist die engste theologische Mitarbeiterin Karls. 1934 wird dieser, nun Professor in Göttingen, suspendiert, weil er sich weigert, den Treueid auf Hitler zu leisten, und nach Basel berufen. Charlotte leidet ab 63 Jahren an Demenz und lebt schliesslich in einer Klinik. Nelly und Karl finden im Alter wieder näher zusammen.

ELKE PAHUD DE MORTANGES, 49 ist ausserplanmässige Professorin für Dogmatik und Dogmengeschichte an der katholischen Theologischen Fakultät der Uni Freiburg im Breisgau. Sie lebt mit ihrer Familie in Greng FR.

UNHEILIGE PAARE. Liebesgeschichten, die keine sein durften. Kösel-Verlag, 2011. 272 Seiten, Fr. 25.90



IM BETT/ Widerstand oder Ergebung? Was einer schwer kranken Patientin im Spital durch den Kopf geht
AM BETT/ Zurückhaltung oder Offenheit? Wie Ärzte und Pflegende mit schweren Diagnosen umgehen



Jeweils donnerstags: die Chefarztvisite. Mit dabei sind Ober- und Assistenzärztinnen sowie Pflegefachleute

NOTIZEN AUS DER ISOLIERSTATION: 32 TAGE IN ZIMMER 66, 5. STOCK DES BASLER UNIVERSITÄTSSPITALS

Reise ins Reich der Augenpaare

ISOLIERT/ «reformiert.»-Redaktorin Käthi Koenig hat die Isolierstation des Universitätsspitals Basel kennengelernt. Unfreiwillig. Als Patientin. Ihre Aufzeichnungen aus Zimmer 66 sind persönliche Überlegungen über eine Ausnahmesituation.

KÄTHI KOENIG TEXT / CHRISTIAN AEBERHARD BILDER

Andere machen sich auf für eine Reise in die Einöden der Gebirge, in die Wildnis der Tropenwälder, ins Chaos der Grossstädte. Sie wissen um die Gefahren: das Wetter, die Wege, politische und soziale Unruhen. Eine sichere Heimkehr ist ihnen nicht garantiert. Auch mir stehe eine solche Reise bevor, vergleichbar mit jenen, sagte ich mir, und versuchte so, meiner Ungewissheit, meiner Angst zu begegnen – weniger der Angst vor dem Tod als jener vor dem Ausgeliefertsein. Die Destination dieser Reise: das Universitätsspital Basel, 5. Stock, Isolierstation. Jetzt, im Rückblick, weiss ich, dass jener Aufenthalt bloss eine Etappe war, eine recht gemütliche sogar. Die Notizen, die ich damals machte, sind Dokumente aus einer Ausnahmesituation. Inzwischen bin ich zwar wieder daheim – und doch immer noch unterwegs in einem fremden Land. Durststrecken, unerwartete Umwege und Hindernisse, hoffnungsvolle Aufbrüche wechseln sich ab. Die Reise geht weiter.

Isolation – so stellt man sich das vor: Da haust der Patient hinter dicken Glasscheiben oder in einem Zelt. Allein, keine Berührung, abgeschirmt von allem Leben.

Isolation – nichts von dem. Ich begegne hier im Spital mehr Menschen als an jedem gewöhnlichen Arbeitstag. Allerdings sind sie vermmummt: weisser Mantel, Gummihandschuhe und immer eine Maske vor dem Mund. Ob Putzfrau oder Professor: Ich kenne ihre Augen, ihre Ohren, ihre Frisur – aber nicht ihren Mund, nicht ihr Lachen, kaum etwas von ihrer Mimik. Diese Menschen helfen gegen das Gefühl des Eingeschlossenseins. Das Zimmer auch. Ein grosses Fenster, eine weite Sicht. Himmel, Himmel, Himmel. Wolken kommen und gehen. Tag und Nacht.

Isolation heisst: möglichst grosse Keimfreiheit. Das Zimmer wird täglich minutiös geputzt, die Luft gereinigt und klimatisiert, die Leitungen enthalten desinfiziertes Wasser. Der Fussboden ist für mich tabu: Wenn mir etwas hinuntergefallen ist, darf ich es nicht aufnehmen. Das macht meiner Erziehung Mühe. Ich möchte ja möglichst selbstständig zurecht kommen, wenn ich schon so vieles abgeben muss. Den Körper zum Beispiel.

EDITORIAL

MARTIN LEHMANN
ist «reformiert.»-
Redaktor in Bern



Die Hilflosigkeit der Gesunden

Eine Kollegin wird krank. Sehr krank. Wir hören, dass sie weiterleben kann – falls sie Glück hat und sich irgendwo auf der Welt ein Stammzellenspender finden lässt. Was tun? Man wünscht Kraft. Man zeigt Mitgefühl. Man sagt: «Du machst es gut.» Und merkt, wie wohlgemeinte Aufmunterungen der Gesunden zu ungeschickten, leeren Floskeln für die Kranken werden können. Wie die Scheu Distanz statt Nähe schafft. Wir sagen: Sie ist schwer krank. Wir sagen nicht: Sie hat Leukämie. Wir sagen: Die Therapie ist riskant. Wir sagen nicht: Sie kämpft mit dem Tod. Oder gegen den Tod. Die Tabuisierung von Krankheit beginnt bei den Gesunden.

Konkret: Unsere Redaktionskollegin Käthi Koenig war plötzlich weg. Davon handelt dieses Dossier. Es ist keine journalistische Reportage aus einer Isolierstation. Es sind Notizen einer Reise an der Schnittstelle zwischen Leben und Tod.

Eine Kollegin wurde krank. Sehr krank. Sie wurde unsichtbar. Das Spital verschluckte sie. Aber sie blieb nicht dort. Sie ist unterwegs zurück ins Leben. Sie erholt sich.



Elisabeth H., Pflegeassistentin



Gudrun D., Seelsorgerin



Annemarie S., Besucherin

Jetzt verfügen andere über ihn. Hier ist das Reich der hoch spezialisierten Fachleute, ich werde nie genügend Kenntnisse haben, ihre Entscheidungen zu beurteilen. Statt der Namen der Medikamente merke ich mir lieber jene der Mitarbeitenden.

Aber das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir. Anblick und Geruch des Menüs, das mir gebracht wird, widerstehen mir. Es tut mir leid, ich kann nicht. Statt leckere Bissen Gewissensbisse. Ich bestelle halbe Portionen und lasse noch immer die Hälfte stehen. Eine unsichtbare Ernährungsberaterin mischt sich ein: Sie verschreibt »Energysoup«, eine schleimige Creme, genauso scheusslich, wie ich mir diesen

«Das Essen wird zum Schauplatz des Widerstands. Hier gehört mein Körper mir.»

•••••

Food schon immer vorgestellt habe. Einmal würde ich es hinunter. Dann streike ich, und ich bin stolz auf diesen Ungehorsam. Was an Medikamenten in mich hineinkommt, kann ich nicht beeinflussen. Das aber wohl. Auf einmal habe ich Verständnis für jene magersüchtigen jungen Frauen, die aller Welt beweisen wollen, dass sie allein »Herr« über ihren Körper sind.

Aber abgesehen davon bin ich eine Musterschülerin. Ich will es gut machen. Ich will zum Gelingen beitragen, was mir möglich ist. In meinem eigenen Interesse, selbstverständlich, aber auch aus Dankbarkeit jenem unbekanntem Menschen gegenüber, der mir seine Stammzellen zur Verfügung gestellt und damit die Aussicht auf Heilung ermöglicht hat.

Ist so viel Wohlverhalten richtig? Offenbar rumort diese Frage doch in mir. Wären nicht mehr Widerständigkeit, Hinterfragen, Kritik am Platz? Ein Traum lässt mich meine Antwort finden: Ich benehme mich unerhört ruppig, gemein, ekelhaft gegenüber den Pflegenden, gegenüber meinen Angehörigen. Und ich schaue dabei zu, wie sich die Situation verändert: Zu den normalen Schwierigkeiten, die zu meiner Lage gehören, kommen Spannungen und Verstimmungen, Erstaunen, Hilflosigkeit der Leute um mich, sie sind beleidigt, ziehen sich zurück oder zahlen es mir zurück. Es ist nicht wieder gutzumachen, ich weiss es im Traum ganz genau. Als ich erwache, bin ich erleichtert: Es ist nicht so. Und so wie es ist, ist es richtig für mich. Und auch nicht schwer.

Neue Erfahrungen. Zum Beispiel das TV-Gerät: Ich habe zu Hause keinen Fernseher. Hier im Spital machte ich mich nun mit dem Programmangebot vertraut.

Da sitze ich also in meinem Bett vor dem Bildschirm – eine glückliche alte Frau mit Falten und Glatzkopf – und sehe und höre die Versprechungen und Verheissungen der Werbung. Was aber, wenn hier eine Dreissigjährige sässe? Vielleicht lag sie vor einem Monat in diesem Bett, vielleicht wird sie in ein paar Wochen hier sein. Seit Jahren hat sie gesehen, gekauft und angewandt, was Schönheit, Erfolg und Attraktivität bringen soll: Pflegemittel für volles, glänzendes Haar, magisch leuchtende Wimpern. Der perfekte Körper ist zu haben, reine Haut ebenso, und auch der richtige Mann. Das ist das Versprechen. Was machen sie mit der Frau, die hier liegen könnte, jung und eben noch höchst attraktiv, aber jetzt: ohne Haar, hässliche Hautausschläge, drohende Unfruchtbarkeit? Was ist mit ihr? Ich kenne sie nicht. Aber es gibt sie.

Ich selbst bin in einer anderen Lebensphase. Ich bin eine glückliche alte Frau, und dafür kann ich nichts. So wenig wie für meine Krankheit. Darum ist mir Mitleid peinlich und ärgerlich, genauso wie Bewunderung: »Wie du das trägst!« Das ist nicht meine Leistung. Ich hatte mein Leben lang Glück. Auch jetzt, offenbar. Vielleicht passt ein anderer Ausdruck noch besser: Gnade. Das Wort, das einen flüchtigen oder dauernden Lebenspunkt festhält und deutet. Das Wort, das durch eine nicht voraussehbare Erfahrung erklärt wird. Gnade und Dankbarkeit für heute. Vielleicht, ich hoffe es, auch für morgen.

Wer eine Reise plant, macht sich dabei bestimmte Vorstellungen. Unterwegs bringen sie manchmal Verwirrung. Und im Rückblick ist es spannend, das Erlebte mit dem Fantasierten zu vergleichen.

Der Spitalaufenthalt wird eine Gelegenheit sein, zu mir zu kommen, stellte ich mir vor: Um die Mitte zu finden, wie man sagt. Und Ruhe. Loslassen. All die schönen Wörter und Ideen. Es würde auch eine Reise ins Innere werden: keine Bücher, keine Ablenkung, keine Zerstreuung. Welche Chance für mich mit meinem ständigen Tun und Wissenwollen.

Dann die Vorübung. Mein geschwächtes Immunsystem hatte einem Virus keinen Widerstand bieten können, das halbe Gesicht war gelähmt. Das Lachen eine Fratze, das Reden entstellt, das rechte Augenlid gelähmt. Eine Woche Spitalaufenthalt. Daliegen, nur daliegen. Nichts von einer Reise ins Innere, kein Loslassen von Gedanken und Gefühlen. Das Denken eingeklemmt

zwischen Hirn und Schädel. Aktive Aufmerksamkeit? Bloss passives, formloses Sein.

Schön war es, wenn die Zimmernachbarin mit ihren Besucherinnen plauderte – teilnehmen an einem fremden Leben, ohne dass ich mich beteiligen musste. Ich lernte die Beziehungen in der Familie kennen; jene, von denen die einen Besucher sprachen, tauchten später auf und verhandelten nun die anderen, die eben gegangen waren. Wenn alle weg waren, erzählte mir die Frau im Bett nebenan deren Geschichten weiter.

Rückzug macht mich schwach. Aber was mir hilft, sind die Geschichten der anderen. Sie haben mir von ihrem Schicksal erzählt. Schlimmes, Trauriges und unsäglich Tragisches. Wie sie Schicksalsschläge, Krankheit, Verlust aufnehmen und annehmen. Mit Widerspruch und Unglauben, Achselzucken, Aufbegehren, Gelassenheit, Ergebung – auch Selbsttäuschung? – und wieder von vorne. Das Wort »Würde« wird mir wichtig. Jetzt hilft mir das, was sie mir erzählt haben. Vom Kämpfen, vom Nicht-Verstehen-Können. Vom Hoffen, Trost-Finden und Stärker-Werden. Wenn sie das können, warum nicht auch ich?

Meine medizinische Therapie entwickelte sich aus den Versuchen, dem Scheitern und den Erfolgen bei jenen, die vor mir die gleiche Krankheit durchmachten. Die litten, kämpften, starben oder weiterlebten unter mehr oder weniger guten Bedingungen. Ihren Erfahrungen, ihrem Leiden habe ich meine Chancen zu verdanken. Ähnlich baue ich mit meinen Gefühlen auf die Geschichten, die mir erzählt wurden. Ihretwegen vertraue ich darauf, dass es gut kommt, wie immer es kommt. Dass ich, wie jene, auch jetzt eine Aufgabe habe, die ich, wie jene, in Würde vollbringen möchte. Keine Reise ins Innere also. Eher eine Reise

«Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert.»

•••••

zu den Menschen. Ich lasse ab von Einsamkeitsfantasien, von Rückzug und Askese – und nehme mit Dank und Neugier ein Geschenk an: einen iPad, garantiert keimfrei zu halten, Schatztruhe für Bücher, Zeitungen, Musik, Filme, persönliche Nachrichten, jederzeit abrufbar, Brücke zur weiten Welt.

Die Reise ins Innere ist vertagt.

Natürlich hatte ich mir auch mein Reiseziel, das Isolierzimmer, vorgestellt: als fremde Welt mit bekanntem Mobiliar – Bett, Tisch, Stuhl, TV- und Radioapparat.



Bahman T., Reinigungsdienst



Hermann S., Pflegefachmann



Lucia L., Koordinatorin

Einfach ein Spitalzimmer, wie es in der Vorbereitungs-broschüre beschrieben war. Warum, so frage ich mich beim Zurückschauen, warum haben mich die kleinen Abweichungen der Wirklichkeit von der Vorstellung so sehr gestört? War es die Situation des Eingeschlossenseins, die mich eben doch verwirrte – ein Zustand, schwebend zwischen den Vorstellungen von vorher und der Wirklichkeit?

Alles ist nun wirklich so vorhanden und doch unverhältnismässig irritierend für mich, und das bloss, weil alles seitenverkehrt zu meiner Vorstellung ausgerichtet ist – das Fenster links statt rechts, das Bett an der Nord- und nicht an der Südwand. So gibt es nun das Bild und die Wirklichkeit. Vielleicht spielen die Medikamente mit bei dieser eigenartigen Verwirrung. Erst nach und nach rücken die Tatsachen die Vorstellungen zurecht, ersetzen sie durch das einzig Mögliche und ganz Normale. In diesem Zimmer, mit diesen geregelten Abläufen und Behandlungen, mit unendlich vielen medizinischen Einrichtungen und Gegenständen, mit dem Transfusionsständer, der nun, ausser während drei Stunden am Morgen, ständig mit meinem Körper verbunden ist.

Manchmal halte ich inne: Was mache ich da? Was macht man mit mir? Was macht es in mir? Ein kurzes Überlegen, mehr Staunen als Erschrecken, und schon füge ich mich wieder ein. Denn für alle, die hier in diesem Raum zu tun haben, ist es normal, so wie es ist. Sie sind sorgfältig, zuverlässig, rücksichtsvoll und entschieden. Sie werden schon recht haben. Alles muss so sein.

«Hast du denn nicht Angst?», wurde ich gefragt. Angst wovor? Vor dem Tod? Seit ich mich erinnern kann, weiss ich, dass ich einmal sterben werde. Jetzt allerdings war es anders, weil sich die Art meines sicheren Todes mit mehr Wahrscheinlichkeit gezeigt hatte. Zwar könnte es genauso gut sein wie bisher, dass ich morgens nicht mehr aufwache oder einen Hirn-, einen Herzschlag habe. Aber sicher ist: Diese Krankheit würde zu meinem Tod führen, wenn ich von anderem verschont bliebe.

Hier, im Isolierzimmer, wird so viel für das Leben getan, dass das Sterben seine Bedeutung verliert. Die Stammzellentransplantation, eine aufwendige und teure Therapie, kann eine vollständige Heilung ermöglichen. Die Alternative wäre eine langsame Entwicklung hin zum Tod, ebenfalls mit Behandlungen verbunden. Einfach leis und stille sterben – wäre das überhaupt möglich? Kaum, und das hat meine Entscheidung erleichtert.

20 Tage nach dem Tag 0, als die Zellen eingeführt wurden: Ich lebe, ich lebe sogar gut, die neuen Stammzellen in mir leben, sie teilen sich und wachsen jetzt in Windeseile. Das Sterben ist wieder so abstrakt wie vor zwanzig Jahren, wie vor einem Jahr. Vielleicht, ich vermute es nun, zeigt und offenbart es sich erst und allein in dem Augenblick, in dem es nur noch erlebt, verlebt, nicht mehr reflektiert und nicht mehr mitgeteilt wird.

Im Isolierzimmer hatte ich erfahren, wie aus einer Ausnahmesituation Normalität wird. Auch das Leben mit Krankheit, Schmerzen, Hilflosigkeit kann normal werden. Auch die Konfrontation mit dem Tod?

Aber das Sterben? Was ist beim Sterben normal? Wenn ich jetzt wieder gesund werde, wie kann ich dann später einmal sterben? Natürlich sterben wir, aber wie sterben wir natürlich? Schwäche, Dahinsiechen oder Zusammenbruch – so war es lange bei uns, und so ist es immer noch dort, wo Vierzigjährige gebrechlicher erscheinen als hierzulande Achtzigjährige. Lebenskraft und -qualität können bis ins hohe Alter erhalten und erneuert werden.

«Was ist beim Sterben normal? Natürlich sterben wir. Aber wie sterben wir natürlich?»

Es gibt Therapien und Eingriffe für alles, ebenso vielversprechend und wirkungsvoll wie meine, die ich dankbar und staunend annehme. Und doch:

Wann darf ich sterben? Wenn es mir gut geht, will ich nicht sterben. Und ich will nicht, dass es mir schlecht geht, ich möchte nicht, dass mich Leiden und Schmerzen in den Tod treiben. Sterben, alt und lebensatt – können wir das, so wie es sich unsere Vorfahren wünschten? Wann gibt uns die Medizin wieder frei? Was früher ein Kampf mit dem Tod war, gegen Schwäche und Schmerz, zeigt sich heute vielleicht als Emanzipation gegenüber allen noch machbaren Möglichkeiten.

Jetzt, mit meinen 61 Jahren, mache ich gerne weiter mit beim Leben. Aber muss es auch sein, wenn ich achtzig werde? Wann und wie kann beides zusammenfallen: dass sie mich gehen lassen und dass ich mich gehen lassen will? Vielleicht wehklagend, weggammernd, wegdämmernd. Vielleicht mit Würde und Klarheit. Wie wird es mir geschehen? Und wie können und wollen andere das tun? Wie lässt unsere Gesellschaft es geschehen? Vermag sie es zu gestalten?

KRANKHEIT UND THERAPIE

LEUKÄMIE. Leukämie ist eine bösartige Erkrankung der weissen Blutkörperchen (auch «Blutkrebs» genannt), verursacht durch genetische Veränderungen in den Blutstammzellen. Dadurch gelangen unreife weisse Blutkörperchen in den Blutkreislauf, vermehren sich dort unkontrolliert und verdrängen die gesunden Blutkörperchen. Bei akuter Leukämie ist die Ausreifung der Blutzellen sehr stark beeinträchtigt, die Heilungschance liegt bei vierzig bis fünfzig Prozent, je nach Alter der Betroffenen. Bei anderen Leukämieformen ist die Zellfunktion nur wenig gestört, sie verlaufen eher chronisch. Leukämien gibt es in verschiedenen Formen, teils mit besserem, teils mit ungünstigerem Verlauf.

TRANSPLANTATION. Die Transplantation von Blutstammzellen wird hauptsächlich zur Behandlung von Blutkrebs eingesetzt, aber auch für andere, zum Beispiel angeborene Erkrankungen des Blutsystems. Ihr Erfolg hängt von der Übereinstimmung der Gewebemerkmale zwischen Spender und Empfänger ab. Im Gegensatz zu den bloss vier Blutgruppen im System der ABO-Blutgruppen gibt es hier aber Millionen verschiedener Kombinationen. Mithilfe einer Datenbank, in der sich über neunzehn Millionen Freiwillige weltweit registriert haben, wird ein passender Spender gesucht.

EMPFÄNGER. Wenn sichergestellt ist, dass der gewählte Spender gesund

und verfügbar ist, wird der Zeitplan für die Transplantation festgelegt. Zur Vorbereitung gehören Routineuntersuchungen zum allgemeinen Gesundheitszustand des Patienten sowie die sogenannte Konditionierung, bei der durch Chemotherapie und/oder Bestrahlung der grösste Anteil der bösartigen Zellen vernichtet wird.

SPENDER. Auch er muss während einiger Tage medikamentös behandelt werden. Die Medikamente bewirken, dass Stammzellen aus dem Knochenmark ins Blut wandern. Kurz vor der Transplantation wird der Spender während rund sechs Stunden an ein Gerät angeschlossen, das dem Blut die Blutstammzellen entnimmt. Sie werden nun unverzüglich und oftmals über weite Strecken zum Empfänger gebracht und intravenös verabreicht. Die Stammzellen wandern aus dem Blut ins Knochenmark und beginnen sich dort zu teilen und auszureifen. Diese Periode dauert zwei bis drei Wochen. Während dieser Zeit ist die empfangende Person sehr anfällig für Infektionen. Wenn der Anstieg der Zahl der Blutzellen zeigt, dass das Transplantat anwächst, und wenn es nicht zu starken Abstoßungsreaktionen kommt, kann die behandelte Person aus der Spitalpflege entlassen werden. Sie braucht aber eine intensive Nachbehandlung.

INFORMATIONEN: Bundesamt für Gesundheit www.bag.admin.ch/transplantation. Unter folgenden Adressen kann man sich für eine Stammzellenspende registrieren: www.blutstammzellen.ch www.sbsc.ch



Jakob Passweg, Chefarzt

Dr. med. Jakob Passweg, 52, ist seit Januar 2011 Professor für Hämatologie an der Universität Basel und Chefarzt für Hämatologie am Universitätsspital

«... weil vier Augen mehr sehen als zwei»

PATIENTENGESPRÄCH/ Wie ehrlich dürfen Ärzte gegenüber Schwerkranken sein? Und wie gehen Pflegende mit schwierigen Patienten um? – Rückfragen an einen Chefarzt und eine Pflegefachfrau.



Franziska Suter, Pflegefachfrau

Franziska Suter ist seit 35 Jahren Pflegefachfrau. Seit 1986 arbeitet sie auf der Isolierstation des Basler Universitätsspitals

DER PROFESSOR

Herr Passweg, Sie kennen die medizinischen Werte Ihrer Patienten bis ins kleinste Detail. Kennen Sie sie auch als Menschen?

Diese Daten machen nur einen kleinen Teil aus in der Beziehung zu den Patientinnen und Patienten. Die Krankheit gehört zwar zur Person, aber die Person ist mehr als die Krankheit. Gerade das gefällt mir an meinem Beruf: dass ich in Kontakt bin mit ganz unterschiedlichen Menschen. Als ich in Genf arbeitete, begegnete ich auch Menschen aus ganz andern Kulturen.

Da war die Verständigung gewiss nicht einfach.

Nur schon das Verstehen an sich ist da eine mühsame Sache. Und auch inhaltlich gibt es Unterschiede. Bei uns in der Schweiz hat innerhalb der letzten dreissig Jahre ein Wandel stattgefunden: ein Wandel hin zur Ehrlichkeit. Dass der Patient nicht informiert wird und Leiden, Sterben und Tod tabuisiert werden, das ist bei uns vorbei. In anderen Kulturen jedoch gilt zum Teil immer noch: Ein Arzt, der über das Sterben spricht, ist ein schlechter Arzt.

Wie wirken sich Offenheit und Ehrlichkeit aus?

Uns ist der Begriff «Empowerment» wichtig: Der Patient soll Herr über sein eigenes Schicksal bleiben.

Dass ein Kranker sagt: «Herr Doktor, entscheiden Sie, ich will gar nichts wissen», das kommt heute kaum mehr vor. Vor vierzig Jahren war das die normale Einstellung.

Gibt es bei schwerkranken Patienten gewisse Charaktereigenschaften, welche die Heilungschancen fördern – oder gefährden?

Ich glaube nicht, dass es da einen besonders günstigen Grundcharakter gibt. Ein Kämpfertyp wird nicht unbedingt besser fertig mit der Krankheit als ein dulddender Mensch, der sagt: Was immer auf mich zukommt, ich nehme es, wie es ist. Wichtig ist jedoch eine gewisse Zuverlässigkeit, was die Behandlung angeht. Es gibt Leute, die nur die Hälfte der vorgeschriebenen Medikamente einnehmen: Vielleicht haben sie eine geheime Wut, aber statt auf den Tisch zu klopfen und sich zu beklagen, entziehen sie sich auf diese Weise. Gewisse Behandlungen, von denen man weiss, dass sie Erfolg haben, gelingen eindeutig nicht, wenn sie nicht richtig durchgeführt werden.

Erhalten alle von einer Krebserkrankung Betroffenen die notwendige Therapie?

Weltweit längst nicht alle. Die meisten Menschen mit diesen Krankheiten erhalten nicht die Behandlung, die ihnen hilft oder sie sogar heilt.

Aber bei uns wird niemand ausgeschlossen?

Es gibt immer ethische Konfliktzonen. Zum Beispiel: Ein junger Mann mit einer schweren geistigen Behinderung, der Leukämie hat – macht man da eine Chemotherapie? Auch eine Stammzelltransplantation? Kann er verstehen, worum es geht, und sich entsprechend verhalten? Oder darf man die Transplantation bei jemandem machen, von dem man weiss, dass er unzuverlässig ist im Umgang mit den Medikamenten? In solchen Situationen gibt es eine ethische Beratung. Meistens entscheiden wir zugunsten des Patienten. Es besteht ja auch immer die Möglichkeit, dass er sich ändert, hinzulernt.

Kann sich unsere Gesellschaft diese teuren Therapien überhaupt leisten?

Die Schweiz ist das wohlhabendste Land auf dieser Welt. Die Gesundheitsversorgung ist gut ausgebaut, mit relativ viel Speck dran.

Der Kantönigeist bewirkt jedoch viele Ineffizienzen – da gäbe es zuerst anderswo Speck abzuschneiden ...

Werden aber dennoch Behandlungen vorenthalten?

Ständig und überall, aber das hat mit anderem zu tun. Zum Beispiel sind gewisse Krankheiten so selten, dass die Medikamente

dazu auf den Listen der Krankenkassen nicht aufgeführt sind. Es gibt auch Ungleichheiten wegen den unterschiedlichen Voraussetzungen in den Kantonen.

Und wenn die Therapie nur bedingt gelingt und ein Patient zu gesund zum Sterben, aber zu krank ist, gut zu leben? Was heisst das für Sie?

Es ist eine grosse Freude, jenen zu begegnen, welche die Krankheit überwinden. Wenn sie sich jedoch wieder zurückmeldet, ändert sich die Zielsetzung der Therapie. Dann geht es darum, mitzuhelfen, dass der Kranke den Rest des Lebens gut, würdig verbringen kann und der Tod möglichst gnadenvoll ist.

Bedeutet die Angebote der Sterbehilfeorganisationen für Sie als Arzt eine Entlastung?

Ja, ich finde, wir haben eine relativ gute Gesetzgebung, auch wenn längst nicht alles geklärt ist. Es gibt kein Gesetz, das festlegt, bis zu welchem Punkt ein Leben lebenswert ist, das Urteil darüber wird vielmehr den Einzelnen zugewilligt. Viele unserer Patienten sind Exit-Mitglieder, manche kämpfen dennoch bis zum Schluss und nehmen die Sterbehilfe nicht in Anspruch. Aber sie wissen, dass es diese Möglichkeit gibt. Grundsätzlich sind wir als Ärzte auf der Seite des Lebens: Wir machen zwar Sterbebegleitung, sind aber bei assistiertem Suizid nicht dabei.

DIE PFLEGEFACHFRAU

Franziska Suter, kommt es vor, dass Sie vor der Tür zu einem Krankenzimmer am liebsten wieder umkehren möchten?

Nein. Natürlich gibt es Situationen, in denen ich inneren Widerstand wahrnehme: wenn ich zum Beispiel Nachtdienst habe und ein Patient sehr anspruchsvoll ist. Dann muss ich mich vor dem Eintreten ins Zimmer sammeln und mir bewusst machen, dass ich müde bin und darum gereizt – und dass das nicht das «Vergehen» des Kranken ist.

Sie stellen sich also ganz auf einen Kranken ein?

Wir versuchen, hinter dem zu stehen, was der Patient entschieden hat: Er macht diese Therapie. Es kommt vor, dass jemand unsicher wird, dann soll er dennoch – oder erst recht – meine grundsätzliche Unterstützung erfahren. Das kann auch bedeuten, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde. Ich trage das mit, aber ich muss nicht beurteilen, ob seine Haltung richtig ist oder nicht.

«Läuten Sie ungeniert»: Das ist ein Standard-satz des Pflegepersonals. Was, wenn sich ein Patient wirklich daran hält?

Es kommt vor, dass jemand «auf der Glocke sitzt», wie wir sagen. Das hat fast immer einen Grund: Vielleicht hat der Patient Angst, Panik. Manchmal hilft es, wenn ich eine Zeit lang bei ihm sitze oder mehr Licht mache. Wenn es eine reine Anspruchshaltung ist – der Rollladen muss zuerst hinauf, dann gleich wieder runter –, dann sage ich auch einmal: Es tut mir leid, aber Sie müssen sich jetzt gut überlegen, was Sie in den nächsten fünf Minuten noch brauchen, und Sie müssen es mir jetzt sagen, nachher habe ich einfach keine Zeit mehr. Meistens kommt

das gut an. Aber man kann nicht alles professionell bewältigen. Manchmal hat man einen gereizten Unterton, der andere merkt das auch. Ich bitte dann um Entschuldigung. Gereiztheit darf sein, auf beiden Seiten, wir müssen das ertragen können.

Gilt das auch für die Zusammenarbeit im Pflegeteam?

Nicht jeder reagiert gleich, wenn man ihn auf einen Fehler aufmerksam macht. Und doch muss man es immer wieder tun, immer wieder konfrontieren, auch wenn es den Kollegen verärgert. Es darf nicht sein, dass man hintenrum allen anderen sagt, was einem an einer bestimmten Person nicht passt, aber ihr selbst nicht. Klar ist aber auch, dass man dann selbst nicht geschont wird.

Was tun Sie, wenn von ärztlicher Seite etwas verpatzt wird?

Die Assistenzärzte etwa sind für viele Patienten verantwortlich, da kann mal etwas untergehen. Es stört mich nicht so sehr, wenn etwas vergessen geht. Mehr stört mich, wenn jemand auf einen entsprechenden Hinweis verärgert reagiert. Wenn wir alle respektieren, dass vier Augen mehr sehen als zwei, dass beide Berufsgattungen, Ärzte und Pflegende, professionell sind, aber unterschiedliche Arten der Verantwortung wahrnehmen, funktioniert es sehr gut. Wenn aber Machtansprüche hineinspielen, wenn es als Problem zwischen Hierarchieebenen ausgetragen wird, kommt es zu Konflikten.

Unterschiedliche Arten von Verantwortung?

Ein Arzt will, dass eine Therapie heilt, gerade bei jungen Menschen. Wir Pflegenden jedoch, wir begleiten, stützen, tragen, und wir kommen manchmal auch an den Punkt, an dem wir sagen: Man muss den Patienten jetzt in Ruhe lassen. Dieser Punkt wird unterschiedlich wahrgenommen, weil Ärzte und Pflegende unterschiedlich ausgerichtet sind. Die Assistenzärzte schwenken oft auf unsere Linie ein, weil sie jeden Tag den Verlauf der Krankheit wahrnehmen und das Leiden aus grösserer Nähe mitbekommen. Die Entscheidung ist immer beim Oberarzt, aber sie wird natürlich im Team diskutiert.

«Es kann sein, dass ich das Sprachrohr des Kranken gegenüber den Ärzten werde.»

FRANZISKA SUTER, PFLEGEFACHFRAU

Und manchmal erleben Sie Überraschungen?

Ja, es ist überhaupt nicht immer so, dass die Pflege recht hat. Ich erinnere mich an Kinder, die extrem litten. Als Mutter hätte ich wohl gesagt: Ersparen wir ihnen das. Und dann überlebten sie. Natürlich kann man immer

noch die Frage stellen: Ist Überleben alles? Wie steht es mit der Lebensqualität? Aber auch das kann man ja nicht voraussehen. Niemand von uns weiss alles. Wir wollen gemeinsam zu einem Konsens kommen, und meine Aufgabe kann es sein, eine unerträgliche Situation anzusprechen.

Was, wenn Sie selbst die Diagnose Leukämie hätten?

Es ist seltsam, ich glaube nicht, dass ich ausgerechnet an Leukämie erkranken könnte. Aber das meint jeder. In jungen Jahren hätte ich mit dieser Diagnose keine Chance gehabt, weil es noch keine Fremdspender gab. Ich würde vielleicht noch nach anderen Optionen fragen. Aber gerade bei Leukämie gibt es keine alternativen Behandlungsmöglichkeiten. Die seriöse Naturheilkunde sagt ganz klar: Da können wir mit unseren Mitteln nichts machen. **INTERVIEWS: KÄTHI KOENIG**

SERIE: MÄNNER-SPIRITUALITÄT

Wie Männer nach dem Sinn suchen

GLAUBEN/ Immer mehr Männer widmen sich ihrem Seelenheil. In einer Serie erkundet «reformiert.» verschiedene spirituelle Wege.

Lange beschäftigte das Thema Männerspiritualität niemanden so recht. Was Männer in Sachen Transzendenz genau umtreibt, wird aber seit Kurzem vermehrt thematisiert – sei es in Medien wie der «Männerzeitung», in Untersuchungen wie «Was Männern Sinn gibt» oder in speziellen Kursen und Seminaren wie im Tagungshaus Rügel. Ein Zufall? Vielleicht. Allerdings kommt die Studie «Männer in Bewegung» – ein Forschungsprojekt der Gemeinschaft der katholischen Männer und der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland – tatsächlich zum Schluss: Das männliche Interesse an Sinnfragen hat in den vergangenen zehn Jahren stark zugenommen.

VERNACHLÄSSIGT. Dass Männer auf der Suche nach Antworten nicht unbedingt in die Kirche gehen, ist bekannt. «Die Kirche bietet den Männern anscheinend nicht den Raum, den sie brauchen, um in ihrer Sinnsuche wirklich weiterzukommen», glaubt der Burgdorfer Theologe und Gender-Fachmann Andreas Borter. «Sie sind sich gewohnt, gefordert zu werden, und suchen in der Regel zielgerichtet Lösungen für ihre spezifischen Probleme. Moralisierende, wenn auch gut gemeinte Allgemeinplätze wie «Orde dich nicht dem Erfolgsdruck unter» greifen da nicht. Wichtig ist es, zunächst einfach von den Lebensrealitäten der Männer auszugehen.» Der Leiter des Bereichs Bildung und Gesellschaft der Reformierten Landeskirche Aargau, Jürg Hochuli, findet, die Reformierte Kirche habe in den letzten Jahren zu wenig dafür getan, den Männern ein spirituelles Heim zu bieten. «Es ist jetzt an der Zeit, sich Gedanken dazu zu machen, wie man das ändern kann – von der Leitung bis hinunter in die Gemeinden», ist er überzeugt.

ZURÜCKGEWONNEN. Im vergangenen Jahr unternahm Jürg Hochuli im Tagungshaus Rügel einen ersten Versuch, Männer mit spirituellem Interesse zurückzugewinnen. «Wir planten drei Angebote in seminarartiger Form. Eines davon – «Kämpfen und Lieben» – konnten wir durchführen.» Vielleicht böten Seminare über das Mannsein nicht unbedingt das Umfeld, das Männer anspreche, mutmasst Jürg Hochuli. Deshalb hat er für 2012 das Konzept angepasst. «Zwei von drei Angeboten finden diesmal nicht im kirchlichen Kontext statt», erklärt er, «sondern in einem Umfeld, das Männer von Haus aus interessiert

«Männer sind sich gewohnt, gefordert zu werden. Sie suchen in der Regel zielgerichtet nach Lösungen.»

ANDREAS BORTER

und wo sie sich wohlfühlen. So muss sich niemand bei seinen Kollegen quasi dafür «entschuldigen», dass er an einem Kurs in einem kirchlichen Bildungshaus teilnimmt.» Einmal fahren die Teilnehmer zur Weindegustation, einmal besuchen sie das Schulungszentrum eines Autohändlers. Das Konzept scheint aufzugehen: Es gibt jetzt schon so viele Anmeldungen, dass Jürg Hochuli beide Angebote durchführen kann.

ERFORSCHT. Der spirituelle Mann, wenn es ihn denn gibt, scheint also keine einfache zu greifende und zufriedenzustellende Spezies zu sein. Dennoch macht sich «reformiert.» in den kommenden Wochen auf die Suche nach ihm. Wie und wo finden Männer Antworten auf die grossen Fragen des Lebens? Schliessen sie sich kirchlichen Männergruppen an oder suchen sie ihr Seelenheil in fernöstlichen Meditations-techniken? Lassen sie sich führen oder geben sie den typisch männlichen «einsamen Wolf»? Lassen Sie sich überraschen!

MARIUS LEUTENEGGER UND ERIK BRÜHLMANN



Verändert Spiritualität die Blickweise? Im Bild Kung-Fu-Meister Jing Lianzhen

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Vielleicht hilft ja Bläsi

WUNDER. Die römisch-katholische Kirche hat so viele Heilige, dass nicht einmal die Experten im Vatikan deren genaue Zahl kennen. Es sind mehrere Tausend. Viele stammen aus der Zeit vor der Reformation, gehören also zum gemeinsamen christlichen Erbe. Zum Beispiel Blasius. Er hat im vierten Jahrhundert an der türkischen Schwarzmeerküste gelebt und gilt als Helfer bei Halsleiden und Erstickengefahr. Mit seinem Gebet soll er einmal einen Knaben gerettet haben, dem eine Fischgräte im Hals stecken geblieben war.

HALSWEH. In der Schweiz wurde aus Blasius ein Bläsi. Man konnte ihn bei allen Halsproblemen um Hilfe bitten. Im Idiotikon, dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, finden sich alte Texte, die zeigen, wie das funktioniert: «Wer an Halsweh leidet, der trinke Weihwasser aus einer Bouteille, die einen gebrochenen Hals hat, und rufe: Bläsi, Bläsi, Bläsi! So verliert er das Halsweh.» Und ein Betroffener berichtet in holprigen Reimen: «Wenn mir der Hals geschwollen was, da kam der Pfaff und lehrt mich das: Bring Sant Bläsi eine silbre Gab, der hilft dir der Geschwulst ab.»

HELFER. Bis heute wird in der römisch-katholischen Kirche am 3. Februar der Blasius-Segen gesendet. Er soll den Hals vor Krankheiten bewahren. Ob das auch funktioniert? Im Zweifelsfall setzen wir heute doch lieber auf Bonbons, Tabletten und Salbeitee. Aber Blasius wird deswegen noch lange nicht arbeitslos, er könnte sich nämlich auch um all jene Menschen kümmern, denen etwas Unangenehmes im Hals stecken geblieben ist. Es müssen ja nicht gleich Fischgräten sein, der übliche tägliche Ärger reicht auch schon. Einige bekommen dabei einen richtig dicken Hals. Andere würgen und versuchen herunterzuschlucken, was sie plagt. Das wäre doch etwas für dich, Bläsi!

BEFREIUNG. Und dann all die Furchtsamen und Schüchternen, die kaum richtig atmen und sprechen können, weil die Angst ihnen den Hals zuzschnürt: Sie könnten etwas Hilfe von oben bestimmt brauchen. Bläsi, was meinst du? So nebenbei könntest du auch jene etwas lockern, die zu Halsstarrigkeit neigen, weil sie immer recht haben müssen und nicht von ihren festgefahrenen Meinungen lassen können.

SEITENBLICK. Doch vielleicht mag Bläsi ja nicht mehr heilen. Er ist unterdessen nämlich fast 1700 Jahre alt. Als Heiliger wird er zwar kaum je pensioniert, aber unsere Probleme müssen wir heute wohl selbst lösen. Schliesslich sind wir aufgeklärte Menschen, glauben kaum noch an Wunder und wissen um unsere Verantwortung.

Aber so nebenbei ganz verschämt auf einen Heiligen wie Blasius zu schielen und mit dem Gedanken zu spielen, ob er uns vielleicht helfen könnte, obwohl wir nicht daran glauben – das dürfen wir uns auch heute noch erlauben. Gell Bläsi, dagegen hast du doch nichts einzuwenden?



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.



Ebenso sicher wie das Amen in der Kirche ist auch dasjenige in der Synagoge und in der Moschee. Da enden die Gebete mit der kleinen, ursprünglich hebräischen Zustimmung: Amen – so ist es! Diese kollektive Einwilligung, leise oder laut mitgesprochen, gehört zum Ritual. Bei religiösen Glaubenssätzen anderer Couleur murmeln nicht alle ein absegnendes Ja und Amen mit. Gerade die reformierte Tradition hält das Mit- und Selber-Denken hoch und verzichtet auf einen Katalog, der keine Widerrede duldet. Wer innerlich beteiligt einer Rede oder

einem Gebet mit Amen beipflichtet, lässt es nicht dabei bewenden. Denn Beten heisst nicht, Gott mit Ansprüchen zu bedrängen, er solle nun endlich die Welt retten. Vielmehr lässt man sich mit dem Amen auf Gott ein, der «alles in allem» ist. Amen, so geschehe es – aber auch an, durch und mit einem selbst.

Überraschend steht im letzten Buch der Bibel, der Offenbarung: «Dies sagt der Amen» (3, 14). Jesus wird dort als das personifizierte Amen aufgefasst. Er wird zum göttlichen So-sei-es, zur konkreten Bestätigung seiner Liebe. Der Mann aus

Nazareth hat dieses Amen verkörpert, indem er in Übereinstimmung mit seinem göttlichen Ursprung zu leben versuchte.

Er kann uns Nachgeborene anregen, das Amen als Lebenshaltung zu entdecken: Statt abweisend gehen wir erwartungsvoll in den Tag. Den Argwohn tauschen wir bewusst gegen Freundlichkeit aus. Wir verneinen unser Leben nicht, sondern bejahen es grundsätzlich. Denn es ist, was es ist, samt seinem Schwere und Schönen. Hier kann ein mutiges Ja und Amen für einmal klug sein – und versöhnlich. **MARIANNE VOGEL KOPP**

NACHRICHTEN

**Reformierte Medien:
Doris Graf folgt auf Urs Meier**

KOMMUNIKATION. Anfang Jahr hat Doris Graf die Geschäftsführung der Reformierten Medien übernommen. Sie folgt auf Urs Meier, der Ende Januar in Pension geht. Die studierte Übersetzerin mit Nachdiplomstudium in Unternehmensentwicklung hat während den letzten acht Jahren den Beobachter-Buchverlag geleitet. Die Reformierten Medien sind das Kommunikationsunternehmen der evangelisch-reformierten Kirchen der Deutschschweiz. **RNA/ARU**

**Kirchenrat:
Hans Peter Mauch tritt zurück**

AARGAU. Nach fünfzehn Jahren tritt Hans Peter Mauch per Ende August aus dem Kirchenrat der Reformierten Landeskirche Aargau zurück. Mauch ist Sozialdiakon und verantwortet das Dossier Diakonie. Er war massgeblich beteiligt an der Entwicklung des pädagogischen Handelns sowie an der Einführung der partnerschaftlichen Gemeindeleitung, welche die Sozialdiakonie gleichberechtigt wie Pfarrer in die Kirchengemeinde einbindet. **RIA/ARU**



Finanz- und Sinnkrise beim Weltkirchenrat

ÖKUMENE/ Ein Millionendefizit in der Rentenkasse stellt den Weltkirchenrat in Genf vor die Existenzfrage.



Krisenmanager Olav Fyske Tveit, Generalsekretär des Weltkirchenrats

«Unser Pensionskassenfonds befindet sich in einer sehr schwierigen Lage», sagt Olav Fyske Tveit, Generalsekretär des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK). Der norwegische Lutheraner, seit 2010 Generalsekretär des Verbunds von 349 evangelischen, orthodoxen und anglikanischen Mitgliedskirchen, beschönigt nichts: «Wir müssen diese Krise lösen, sonst wird sie sich zu einer institutionellen Krise des Weltkirchenrates ausweiten.» Der Fonds, der eine Mischform aus Kapitaldeckung und Umlageverfahren hat, weist den Angaben zufolge eine Deckungslücke von etwa dreissig Millionen Schweizer Franken auf.

VERSILBERN. Das Defizit rührt daher, dass die Zahl der Pensionsbezüger erheblich gestiegen, jene der Beitragszahler aber markant zurückgegangen ist.

Die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) drängt auf eine langfristig stabile Strategie, damit der Fonds aus der Schieflage befreit werden kann. Erwogen wird deshalb, das 35 000 Quadratmeter grosse Grundstück in Genf, auf dem sich die Weltkirchenratszentrale befindet, zu «versilbern».

VERPFLICHTEN. «Für viele Mitgliedskirchen hat der Weltkirchenrat derart an Bedeutung verloren, dass sie ihre Mitarbeit einstellen und auch den finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen», sagt Nikolaus Schneider, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche Deutschlands. Der 1948 gegründete ÖRK wird seit Ende der Neunzigerjahre redimensioniert: Der Mitarbeiterstab wurde von 350 auf 143 Angestellte abgebaut. **EPD/SEL**

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann».

www.reformiert.info
Auflage: 720 000 Exemplare
Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holtuizen, Sabine Schüpbach Ziegler (Brugg), Samuel Geiser, Rita Jost, Martin Lehmann (Bern), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Chur), Christa Amstutz, Delf Bucher, Thomas Illi, Käthi Koenig, Stefan Schneider (Zürich)
Blattmacher: Martin Lehmann
Layout: Nicole Huber
Korrektorat: Yvonne Schär

reformiert. Aargau

Auflage: 105 000 Exemplare
Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau
Herausgeberkommission: Urs Karlen, Präsident
Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holtuizen, Sabine Schüpbach Ziegler, Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 72, Fax 056 444 20 71
annegret.ruoff@reformiert.info
Verlag: Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71, verlag.aargau@reformiert.info
Sekretariat: Barbara Wegmüller, Storchengasse 15, 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71, barbara.wegmueller@reformiert.info
Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchengemeinde
Inserate: Kömedia AG, St. Gallen, Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93, info@koemedia.ch
Inserateschluss 03/12: 1. Februar
Druck: Ringier Print AG Adligenswil



marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Telefon 071 226 92 92

Steuererklärung
ausfüllen!
Professionell, preiswert, prompt.
durch Christoph Urech.
Rufen Sie an: 062 891 84 15

Jakobsweg Spanien/Frankreich – Wandern Sie mit!
16. April bis 2. Mai 2012: Astorga–Santiago
21. September bis 4. Oktober 2012: Orthez–Logrono
Marianne Stocker, 044 742 04 05
www.marianne-stocker.ch

Evangelisch-methodistische Kirche Wir suchen:
eine **Person für die Jugendarbeit**
Weitere Infos: (www.emk-winterthur.ch)

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 100.–. Damit erreichen Sie 109 291 Leser im Kanton Aargau.
Kömedia AG, Telefon 071 226 92 92, info@koemedia.ch

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Im Kleinen Grosses bewirken
Ihre Spende verhilft Menschen zu ihrem Recht.
HEKS
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch PC 80-1115-1

Finden auch Sie ihren Wunschpartner.
Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen.
044 362 15 50 **PRODUE** 041 240 72 28
www.produe.ch

Wir können aus Wasser keinen Wein machen. Aber aus Anzeigen Werbeerfolg.

reformiert.

Buchen Sie Ihre Anzeige in «reformiert.» am besten noch heute und profitieren Sie von attraktiven Preisen und einer beglaubigten Auflage von 716 000 Exemplaren in den Kantonen Aargau, Bern, Graubünden und Zürich. «reformiert.» erscheint monatlich (im Kanton Zürich 14-tägig) und wird per Post zugestellt.

www.reformiert.info

Rufen Sie uns am besten gleich an und informieren Sie sich auch über unsere günstigen Beilagepreise.

Wir freuen uns auf Sie unter Telefon 044 268 50 30, per Fax 044 268 50 09 oder E-Mail anzeigen@reformiert.info

campus Muristalden
Kirchlich-Theologische Schule Bern

Der spannendste Weg ins Theologiestudium!

Wir suchen

Menschen, die überlegen

ob sie sich neu ausrichten, Theologie studieren und Pfarrer oder Pfarrerin werden wollen.

- Wir begleiten Sie auf dem Weg zu ihrer Entscheidung.
- Wir bieten Ihnen eine 2-jährige theologische Spezialmatur.
- Wir bereiten Sie optimal auf das Theologiestudium vor.
- Wir sind engagiert und Teil eines anregenden Umfeldes.

Die Einschreibungen für den Kurs 2012-2014 laufen.
Aufnahmeprüfungen finden im März 2012 statt.

Nehmen Sie mit uns Kontakt auf:
Christian C. Adrian, Leiter KTS Bern, Campus Muristalden, Muristrasse 8, 3006 Bern, 034 411 30 25, christian.adrian@ktsbern.ch, www.ktsbern.ch.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Enneagramm. Es verbindet die Erfahrung der christlichen Wüstenväter und Mystiker mit der westlichen Psychologie und zeigt, weshalb und auf welche Weise wir unsere Persönlichkeit aufbauen und wie wir unserem göttlichen Wesenskern wieder mehr Raum geben können. Einführung ins Enneagramm: **3. Februar, 17.15**, Seminar «Die neun Typen der Persönlichkeit»: **28. April, 10.00 bis 17.00**, Hirschengraben 7, Zürich. Leitung: Dr. phil. Samuel Jakob, Gontenschwil. Infos und Anmeldung: Tel. 062 773 13 31, samuel.jakob@bluewin.ch, www.enneagramm.ch

Abenteuer Ehe. Im Rahmen von Marriage-Week, der internationalen Woche für Ehepaare, lädt die Reformierte Landeskirche Aargau zu einem Beziehungabend ein. Nebst Anregungen, wie Paare sich lebendig weiterentwickeln können, erwartet die Teilnehmenden ein feines Essen. Leitung: Pfr. Christoph Monsch, Fislisbach. **10. Februar, 18.00**, Tagungshaus Rügel, Seengen. Infos und Anmeldung bis 1. Februar: Tel. 062 838 00 10, www.ruegel.ch

Abendmusik. Urs Gloor (Klarinette) und Herbert Baumann (Orgel) spielen Werke von Bach, Mozart, Debussy und weiteren Komponisten. **11. Februar, 20.00**, reformierte Stadtkirche Brugg. www.kirche-brugg.ch

Gehörlosengottesdienst. Der ökumenische Gehörlosengottesdienst findet am **12. Februar, um 14.30**, im Bullingerhaus, Jurastrasse 13, in Aarau statt. Geleitet wird er von Pfarrerin Anita Kohler. Informationen: anita.kohler@ref-aargau.ch, Tel. 061 701 22 45. Anschliessend gibt es Kaffee und Kuchen.

Mittagsmusik. Mirjam Blessing (Mezzosopran) und Nadia Bacchetta (Orgel) spielen unter dem Titel «Sehet, welche Liebe» Werke von J. S. Bach, G. Rheinberger und M. Reger. **19. Februar, 12.00**, reformierte Stadtkirche Aarau. www.ref-aarau.ch

Barfussdisco. Die monatliche Barfussdisco auf dem Rügel findet am **24. Februar** statt. Stille und Meditation (19.30 bis 20.30) werden verbunden mit Tanz (ab 20.30). Leitung: Urs Becker, Mediator und Coach. www.ruegel.ch

Theologiekurs. Im Juni 2012 startet der neue Kurs «Theologie kompakt: Gott begegnet» der Reformierten Landeskirche Aargau. Er findet an zwölf Studientagen statt und dauert ein Jahr. Leitung: Pfr. Stephan Degen-Ballmer und Pfrn. Christine Nöthiger-Strahm. Kosten: Fr. 1400.-. Informationen und Anmeldung bis **25. Februar**: Tel. 062 824 00 10, stephan.degen@ref-aargau.ch, www.ref-ag.ch

TIPP



Die Theologin Marion Küstenmacher

Wie stelle ich mir Gott vor?

VORTRAG/ «An diesen Gott kann ich nicht mehr glauben.» So denken immer mehr Menschen. Viele fühlen sich dabei unwohl oder gar schuldig. Die traditionelle, institutionalisierte Religion stösst an ihre Grenzen. Menschen wenden sich von ihr ab, halten sie nicht mehr für zeitgemäss. Ist dies das Ende der Religion? Oder ist und bleibt der Mensch ein religiöses Wesen, dessen Vorstellungen von Gott sich dauernd verändern?

Im ersten Vortrag der Reihe «Gottesbilder–Menschenbilder» der Reformierten Landeskirche Aargau erzählt die Theologin und Bestsellerautorin Marion Küstenmacher vom Zerfall alter Vorstellungen und der Suche nach einer neuen, authentischen Beziehung zu Gott.

«GOTTESBILDER IN VERÄNDERUNG». Vortrag von Marion Küstenmacher. 21. Februar, 20.00 Haus der Reformierten, Stritengässli 10, Aarau. Informationen: www.ref-ag.ch

Vokaloktett. Das vor Kurzem von Kirchenmusiker Stephan Meier gegründete Gesangsensemble sucht zur Ergänzung erfahrene SängerInnen, die es schätzen, im kleinen Kreis geistliche Vokalwerke zu erarbeiten. Proben: alle zwei Wochen, jeweils Mittwoch, von 9.15 bis 11.00, Friedhofstr. 2c, Umiken. Info: Stephan Meier, Tel. 056 222 01 33, meier.schopp@hispeed.ch

RADIO- UND TV-TIPPS

Selbstbestimmt sterben. In der Palliativmedizin und in Hospizen stehen die Wünsche der Menschen an ihrem Lebensende im Mittelpunkt. Doch ist es oft schwierig, medizinisch, ethisch und juristisch der Selbstbestimmung von Sterbenden gerecht zu werden. Ärzte und Angehörige sollten deshalb trotz Patientenverfügung intensiv miteinander sprechen, Palliativteams im Sinn der Todkranken zusammenarbeiten. **1. Februar, 8.30, SWR2**

Raus aus der Einsamkeit. Helga F. hat niemanden, der anruft, niemanden, der zu Besuch kommt, und niemanden, mit dem sie ihr Leben teilen kann. Auch Wera S. ist einsam, seit ihr Mann vor sechs Jahren verstarb. Vorher war sie eine vielbeschäftigte Kleinunternehmerin. Beide Frauen

suchen nach einem neuen Sinn in ihrem Leben. **3. Februar, 12.00, 3sat**

Bin ich, wenn ich nicht mehr bin? Was kommt nach dem Tod? Eine Jahrtausende alte Frage, die immer wieder neu beantwortet wird. Der Physiker Markolf H. Niemi verknüpft Spiritualität und Religion mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaft. Ein Versuch, die Ewigkeit zu entschlüsseln. **5. Februar, 8.30, DRS 2**

Zarathustra. Jetzt ist er da: der Übermensch von Nietzsche. Regenerative Medizin, Brainreading und Anti-Aging machen es möglich, und der zukünftige Mensch wird ein Mensch ohne Gott sein, denn die Hirnforscher haben bewiesen, dass das Denken auf reiner Materie basiert und jede Form der Religion eine Wahnvorstellung ist. Ist das Leben so noch lebenswert? **12. Februar, 14.05, SWR 2**

Amen. Nach jahrzehntelangem Kampf der Künste gegen die Kirche, der Rebellion gegen religiöse Indoktrination, ist eine neue Annäherung zwischen künstlerischer und mythischer Erkenntnis zu beobachten. Haben Künstler Heimweh nach dem Sakralen, nach einer anderen Bedeutungsschwere, nach Gott? **17. Februar, 12.00, 3sat**

TIPPS



Krebspatient Frank und seine Frau



Jähzorn – ein Tabu



Besinnung

FILM

VON DER DIAGNOSE BIS ZUM TOD

Frank Lange hat Krebs, einen Hirntumor. Aus heiterem Himmel kommt die Diagnose. Ein paar Monate hat er noch zu leben. Dabei ist er erst vierzig, hat eine Frau, zwei Kinder und soeben ein Haus gekauft. Schonungslos und gleichzeitig feinfühlig begleitet der deutsche Regisseur Andreas Dresen im Film «Halt auf freier Strecke» Frank in den letzten Lebensmonaten.

«HALT AUF FREIER STRECKE». Film von Andreas Dresen, 2011. Ab Ende Januar im Kino. www.filmcoopi.ch

RADIOSENDUNG

WENN DIE WUT AUSBRICHT

Ob in der Familie, auf offener Strasse oder am Arbeitsplatz: Tobsuchtsanfälle und spontane Wutausbrüche sind weit verbreitet. Wie sehr Betroffene unter dem Jähzorn leiden, ist aber kaum bekannt. Oft ereignen sich hinter der Fassade der Normalität dramatische Szenen und ungeahnte Leidensgeschichten. In der Sendung «Passage 2» erzählen Betroffene ihre Geschichten.

«JÄHZORN – die unterschätzte Volksplage». 17. Februar, 20.00, DRS 2

MITTAGSEINKEHR

HALTESTILLE BAHNHOFSTRASSE

Die christkatholische, reformierte und römisch-katholische Kirche der Stadt Zürich haben Mitte Januar ein neues Angebot namens «Haltestille Bahnhofstrasse» lanciert. Wer sich von der Hektik der Bahnhofstrasse erholen will, findet in der Augustinerkirche jeden Donnerstagmittag eine kleine Einkehr mit Stille, Musik und Wort.

HALTESTILLE: Jeden Donnerstag um 12.15 Uhr in der Augustinerkirche Zürich. www.haltestille.ch

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 1/12: Leitartikel «Fahrt ins Ungewisse»

UNBESCHÖNIGT

Ein grosses Danke für den glasklaren Artikel. Die Überbringer schlechter Nachrichten – die in diesem Fall nicht neu, aber selten so direkt und unbeschönigt gesagt worden sind – werden wahrscheinlich mit einer Menge Schelte und Unverständnis rechnen müssen – weil es angenehmer ist, am alltäglichen Wahnsinn unserer Gesellschaft und dem Zustand der Erde vorbeizusehen. Hinschauen tut weh, und wer «Bescheidenheit» sagt, spricht Fremdsprache. Vermutlich vermag uns nur der Schmerz über die kollektive Misere der Menschheit und des Planeten aufzurütteln. Hin zur Kraft, die dem «Ende» ein «W» vorne dranstellt: W wie Wille, Weisheit und Wohlergehen. Möge der Mut, den Sie als Zeitungsmachende zeigen, uns Lesende inspirieren!

VERENA OTZ, POHLERN

VORBILDLICH

Gratulation zum Leitartikel zum Jahresende. Kurz und klar haben Sie die drei Hauptthemen dargestellt, um die es heute geht, wenn die Menschheit eine Zukunft haben will. Ein sichtbarer Beitrag der Kirchen zur Bewahrung der Schöpfung: Lasst uns auf allen Kirchendächern «Sonnenkraftwerke» erstellen. Die meisten eignen sich hervorragend dazu: eine grosse, ungebrochene, optimal geneigte, nach Süden orientierte Dachfläche, die unbeschattet ist. Kirchen wie die Kirche Halden in St. Gallen werden zu Vorbildern für andere Bauten.

HANSRUEDI BOLLIGER, UETENDORF

UNERHÖRT

Dem Grossteil dieses Artikels kann ich zustimmen: Ich bin einverstanden, dass es vor allem (mehr) Menschen braucht, die bereit sind, sich zu bescheiden. Aber geht es da nicht um das schon oft gescheiterte «Erziehungsprogramm» zum besseren Menschen? Die abschliessende Aussage, der Aufruf von Konstantin Wecker («Empört euch, beschwert euch und wehrt euch»), könnte auch in der Bibel stehen, widerspiegelt das Dilemma: Ein solcher Aufruf steht eben just nicht in der Bibel! Dagegen kann man dort lesen, wie die damaligen Herrscher oft nicht taten, «was dem Herrn wohlgefiel» – entsprechend fehlte ihnen der göttliche Segen. Und heute? Wer will im sogenannten christlichen Abendland noch auf Gott, Jesus Christus und den Heiligen Geist hören? Wir sind vollgestopft mit selbst erarbeitetem Wissen, Halbwissen, Irrtümern – aber wo bleibt dabei die Wahrheit? Der Titel «Die Fahrt ins Ungewisse» wird so zum Programm!

URS LEUPPI, WORB

FREUDLOS

Als ich «reformiert.» Nr. 1/12 aus dem Briefkasten nahm, war mein erster Gedanke: wie trübsinnig! Für mich ist die Alternative zu dieser Trübsinnigkeit die Liebe Gottes, seine Gnade, seine Barmherzigkeit, seine Vergebung. All dies können wir als Christen durch die lebendige Hoffnung mit Leben im Alltag erfüllen. Dann kann das Zusammenleben mit den Menschen nah und fern in Frieden und Gerechtigkeit auch heute gelingen.

DOROTHEE HUSEMANN, EINSIEDELN

REFORMIERT. 1/12: Asylwesen «Nicht bloss Nächstenliebe predigen»

TROSTLOS

Das Interview mit Pfr. Philipp Nanz zur geplanten Asylunterkunft in Bettwil hat mich traurig berührt. Er begründet, warum sich die Kirche nicht aktiv in die öffentliche Diskussion einmischen wolle, und dass man «in einer dermassen gereizten Atmosphäre» weder über Nächstenliebe noch über Solidarität sprechen könne. Für mich ist das



Die Gemeinde Bettwil wehrt sich gegen eine Asylunterkunft

Resignation. Eine solche Haltung entspricht nicht dem Geiste des Evangeliums von Jesus Christus. Wie soll eine derart mutlose Kirche Orientierungspunkt für die Menschen in diesem Land sein? Anderswo werden Christen wegen ihrer Überzeugung verfolgt. Sie nehmen dies in Kauf, weil sie die Kraft des Evangeliums erleben haben. Ich wünsche uns allen etwas mehr Zivilcourage.

ROMAN KOHLER, SCHWARZENBURG

REFORMIERT. 30.12.2011 Leserbrief: Cartoon Christa – Maria und Josef als Asylanten

UNVOREINGENOMMEN

Wenn ich die Weihnachtsgeschichte zu Ende lese, sehe ich, dass Maria, Josef und Jesus sehr wohl Asylanten waren, nämlich in Ägypten. Zum Glück gehörte der Beamte damals an der ägyptischen Passkontrolle nicht zur politischen Rechten, sonst hätte er die Heilige Familie wohl zu Herodes zurückgeschickt mit den Worten: «Das Kind soll ein Flüchtling sein? Chabis! Gönd Si wieder heil!»

FELIX GEERING, ILLNAU

REFORMIERT. 1/12: Allgemein

WEITRÄUMIG

Ich lese «reformiert.» immer, meist von A bis Z. Ich gratuliere Ihnen zu dieser Zeitung, hinterfragt sie doch oft kritisch, bringt vieles, auch nicht so Angenehmes, zur Sprache und lässt vielen Ansichten einen Platz. Ich freue mich auf weitere «reformiert.»-Ausgaben. JACQUELINE KELLER-WERDER, GEBENSTORF

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.



Bibliothek der Kantonsschule Zug: Hier forschte Maturand Daniel Szpilman über seinen Grossvater Wladyslaw, Holocaust-Überlebender

«Der Pianist» war sein Grossvater

PORTRÄT/ Wladyslaw Szpilman («Der Pianist») bewegte Millionen – auch seinen Enkel Daniel Szpilman.

Daniel Szpilman hat schöne Hände. «Die habe ich von meinem Grossvater geerbt», sagt er – und fügt lachend hinzu: «Die Klavierspieltechnik leider nicht.» Daniel Szpilman ist fasziniert von seinem Grossvater, besonders von dessen Musik. Und er ist ein wenig traurig, dass der virtuose Musiker beinahe hinter dem Etikett «Überlebender des Warschauer Ghettos» verschwindet. Daniel Szpilman, 19, ist der Enkel von Wladyslaw Szpilman (1911–2000), dem Roman Polanski in seinem Film «Der Pianist» 2002 ein Denkmal setzte.

LEBENSREITER. Als Daniel am 5. Dezember zum 100. Geburtstag seines Grossvaters in der Kantonsschule Zug seine Maturarbeit präsentierte, war die Aula voll – allerdings weniger wegen der Musik des Pianisten und Komponisten Wladyslaw Szpilman als wegen dessen Biografie, in der sich die Bestialität des 20. Jahrhunderts kristallisiert. Dabei hat die Musik Wladyslaw Szpilman vor dem Tod bewahrt: zum ersten Mal, als ein jüdischer Milizionär den populären Musiker vor dem Abtransport nach Treblinka rettete und damit dem sicheren Tod in der Gaskammer entriss. Zum

zweiten Mal, als der deutsche Wehrmachtsoffizier Wilm Hosenfeld von Szpilmans Klavierspiel mitten in der zerbombten Ruinenstadt Warschau 1944 derart fasziniert war, dass er ihn vor dem Verhungern rettete.

LEBENSWILLE. In seiner Maturarbeit will Daniel Szpilman eines herausstellen: «Musik hält den Willen zum Überleben wach, es kann aber auch ein anderer Fixpunkt wie Philosophie oder Religion sein», so Szpilman, der nun eindringlich zu erzählen beginnt: «Stellen Sie sich vor: Mein Grossvater hat alles verloren – seine Familie, seinen Besitz, seinen Beruf. Und trotzdem blieb sein Willen zu überleben intakt.» Wie es möglich ist, dass in solch finsternen Zeiten der Lebensmut nicht schwand, wollte Szpilman für seine Arbeit von verschiedenen Überlebenden des Warschauer Ghettos wissen. Auch von Marcel Reich-Ranicki, der mehrere Kritiken über Konzerte Wladyslaw Szpilmans geschrieben hatte.

LEBENSGESCHICHTE. Die Autobiografie seines Grossvaters las Daniel Szpilman bereits im Alter von sieben Jahren: «Das Gelesene habe ich da-

mals noch nicht erlauben können», sagt er. Aber der Holocaust, bei dem so viele Mitglieder seiner Familie ermordet worden waren, nur eben sein Grossvater nicht, ist für ihn inzwischen ein Stück der eigenen Lebensgeschichte geworden. Mit neun Jahren tummelte er sich auf dem Set der Berliner Filmstadt Babelsberg, als Roman Polanski dort den Film «Der Pianist» drehte. Die polnische Sprache und die Liebe zu Warschau verbinden den Zuger Maturanden noch heute mit seinem vor elf Jahren verstorbenen Grossvater, den Daniel als liebenswürdigen und humorvollen Menschen erlebt hat – trotz dessen traumatischen Erfahrungen.

LEBENSPLAN. Und dann sind da noch Daniels Klavierspielerhände und seine Leidenschaft für die Musik. Er setzt sich ans Klavier, greift temperamentvoll in die Tasten – und schüttelt dann den Kopf: «Auf einem verstimmten Klavier kann man nicht Chopin spielen.» Daniel Szpilman hat hohe Ansprüche, er weiss, dass sein Klavierspiel nicht für eine Musikerkarriere reicht. Darum wird er im Sommer nach Warschau ziehen, um dort Jura zu studieren. **DEL F BUCHER**

«Der Pianist»

Es brauchte seine Zeit, bis die Welt Wladyslaw Szpilmans bewegtes Leben zur Kenntnis nehmen wollte. Als Arthur Rubinstein die 1946 geschriebene Autobiografie Szpilmans in den Siebzigerjahren in einem englischen Verlag unterbringen wollte, scheiterte er. Erst der Polanski-Film «Der Pianist» machte Szpilman zur Symbolfigur einer Epoche.

Wladyslaw Szpilman: Der Pianist, 2011, List-Verlag, Fr.13.50.

GRETCHENFRAGE

KLAUS SCHWAB, WEF-GRÜNDER

«Ich tanke Kraft in der Natur»

Herr Schwab, wie haben Sies mit der Religion?

Ich bin gläubig. Daher laden wir auch seit vielen Jahren Persönlichkeiten aus der Glaubenswelt nach Davos ein. Persönlich betrachte ich Religion als Privatsache und rede daher auch nicht darüber.

Sie rufen die Wirtschaftsführer am WEF zu sozialer Verpflichtung und Selbstverantwortung auf – gleichzeitig laden Sie auch Firmen ein, die menschenverachtendes Geschäftsgebahren an den Tag legen. Warum? Zunächst glaube ich, dass man mit diskriminierenden Schlagwörtern wie «menschenverachtend» vorsichtig umgehen sollte. Es sei denn, man hat konkrete Belege für diese Behauptungen. Falls ein Wirtschaftsführer seine soziale Verpflichtung und Selbstverantwortung nicht wahrnimmt, ist er in Davos trotzdem am richtigen Platz, denn dort erkennt er hoffentlich, dass sein Unternehmen nicht nur den Aktionären, sondern der Gesellschaft allgemein zu dienen hat.

Inwiefern kann denn der Einzelne etwas für ein friedvolles Zusammenleben tun?

Indem er dies im privaten Bereich praktiziert und im täglichen Umgang seinen Mitmenschen mit Respekt begegnet.

Was ist für Sie der viel beschworene Geist von Davos?

Ohne Vorurteile und ideologische oder andere Scheuklappen die Probleme der Welt erkennen und nach kollaborativen Lösungen suchen.

Wo tanken Sie Kraft für Ihre Aufgabe?

In der Natur. Sie lehrt uns, in langfristigen Zyklen zu denken und uns dabei bewusst zu sein, dass es einen Entstehungs- und Alterungsprozess gibt.

Wen würden Sie persönlich gerne nach Davos einladen?

Aung San Suu Kyi, die Friedensnobelpreisträgerin aus Burma. Ich habe sie kürzlich besucht und mit der Regierung gesprochen, um den Reformprozess, die Achtung von Menschenrechten voranzutreiben. Ich hoffe, dass Burma so viele Fortschritte macht, dass Aung San Suu Kyi nächstes Jahr in Davos dabei sein wird.

INTERVIEW: RITA GIANELLI



KLAUS SCHWAB, 74 gründete 1971 in Davos das Weltwirtschaftsforum (WEF). Der Wirtschaftswissenschaftler ist Vater zweier Kinder und lebt in Cologny GE.

CARTOON CRISTA

JÜRIG KÜHN



VERANSTALTUNG

AUSSTELLUNG VOM ZUHAUSE IN DER FREMDE

Menschen, die ihre Heimat verliessen, gab es schon zur Römerzeit. Der Migration vor 2000 Jahren geht die Ausstellung «Überall zu Hause und doch fremd» im Vindonissa-Museum Brugg nach.

Am 18. und 19. Februar führen unter dem Motto «Fremde Blicke oder vom Weggehen und Ankommen» Migrantinnen und Migranten in zehn Sprachen durch die Ausstellung und schaffen einen Bezug zur Migration der Gegenwart.

Am 12. April diskutieren der Brugger Pfarrer Wolfgang Rothfahl und Stefan Rebenich, Professor für Alte Geschichte an der Uni Bern, um 19 Uhr über den Umgang mit Migration und Fremdheit in der modernen Schweiz und im Imperium Romanum. **ARU**

ÜBERALL ZU HAUSE UND DOCH FREMD. Ausstellung im Vindonissa-Museum Brugg, bis zum 13. Mai. Geöffnet Di–Sa, 13–17 Uhr, So, 10–17 Uhr. Begleitveranstaltungen und Infos unter www.vindonissa.ch